



# Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 7.

Juli 1901.

IV. Jahrg.

## Inhalt:

|                                                | Seite |                                              | Seite |
|------------------------------------------------|-------|----------------------------------------------|-------|
| Die Eröffnung des oberen Nil . . . . .         | 193   | Aus dem Marienverein für Afrika: Pfarrgruppe |       |
| Lebensbilder deutscher Missionäre. P. August   |       | Favoriten Wien X. (Schluß.) . . . . .        | 222   |
| Schnise (Fortf.) . . . . .                     | 197   |                                              |       |
| Die Tierwelt im Sudan (Fortf.) . . . . .       | 201   |                                              |       |
| Legende des Morgenlandes. Der hl. Pantaleon .  | 206   |                                              |       |
| Ein Neger für die Sache der Neger (Fortf.) . . | 208   |                                              |       |
| Der Fortschritt des Katholicismus in Afrika .  | 212   |                                              |       |
| Rundschau in den Missionen . . . . .           | 217   |                                              |       |
| Mischte Nachrichten: Ernte des Todes. — Wie    |       |                                              |       |
| die Dinka ihre Todten begraben . . . . .       | 219   |                                              |       |

### Abbildungen:

Negyptisch-sudanesische Artillerie. — Das Martyrium  
der hl. Apollonia. — Elfenbein-Karavane. — Der hl.  
Pantaleon. — Hochzeitszug in Neghpten. — Schlangen-  
tempel. — Der Riesenbaum Baobab.



# Um Gotteslohn!

ascetischen und theologischen Inhaltes.

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

**Missionshaus Mühlau bei Brixen.**

## Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K., der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K., der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitzugeben zu wollen.

## Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 30. Mai bis 30. Juni 1901.)

### Für das Missionshaus:

|                                                                  |          |
|------------------------------------------------------------------|----------|
| Frl. Luise Krill, Wien                                           | 4.— K.   |
| Frau Anna Rühl f. arme Jüglinge                                  | 6.90 K.  |
| Dr. Joh. Chr. Mitternugner, Neustift f. d. Abbrändler in Gefirah | 20.— K.  |
| A. J. Butschek, Wassenquast, Pola                                | 3.— K.   |
| Max von Braunschweig, Abbazia                                    | 200.— K. |
| Ed. Borawski, Ushawina, f. d. Abbrändler in Gefirah              | 20.— K.  |
| A. Hartmann, Köndringen                                          | 11.75 K. |
| Durch Coop. Jg. Stridl, Waidhofen (Ybbs)                         | 8.— K.   |
| Frl. Luise Schweighofer, Wien                                    | 10.— K.  |
| Aus Westfalen                                                    | 316.— K. |
| Bicar Baader, Gerlachhofen                                       | 8.22 K.  |

|                                       |          |
|---------------------------------------|----------|
| Ungeannt aus Beza                     | 20.— K.  |
| St. Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg | 23.— K.  |
| Peter Hoffmann, Heimbach              | 35.31 K. |
| Jakob König, Trier a. d. Mosel        | 11.75 K. |
| N. M. Mühlau                          | 4.— K.   |
| Koia Leitner, Mühlau                  | 5.— K.   |
| A. Wolf, f. f. Schulrath, Salzburg    | 3.— K.   |

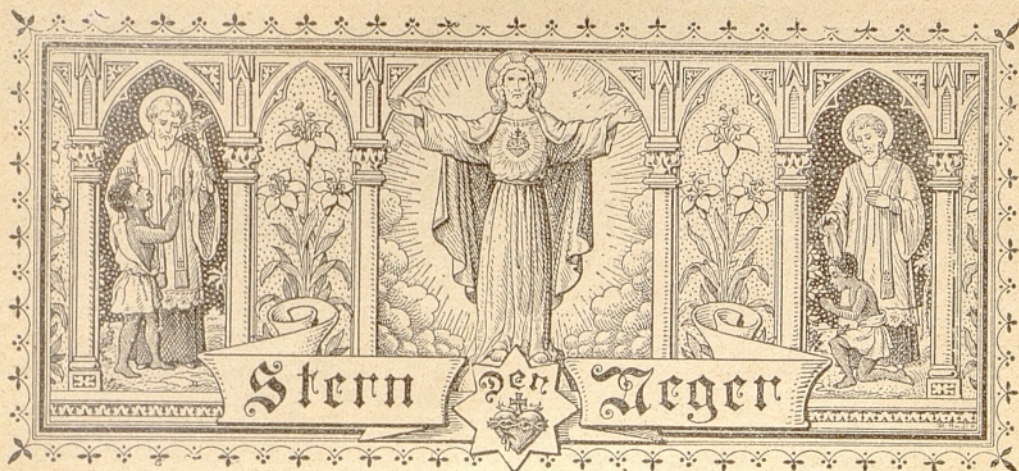
### Für heilige Messen:

|                         |           |
|-------------------------|-----------|
| Aus Brixen              | 20.— K.   |
| Butschek, Pola          | 2.— K.    |
| Baronin Nagel, Bornholz | 66.51 K.  |
| H. Seiner, Gieß         | 109.40 K. |
| H. Schröder, Steele     | 74.02 K.  |
| König, Trier            | 11.50 K.  |

Von M. Waldstein, Ordensfrau vom hltn. Herzen in Wien, namens der Marianischen Damen-Congregation Immaculata, zwei weiße Dalmatiken für das Missionshaus. — Von Josefa Mösner, Ober-Wieming, Tirol, Rosenkränze und Halsbänder. — Von Julius Krill, Modelleur, Blansto, ein überlebensgroßes Herz-Jesubild in Sandzeichnung.

Diesen und allen übrigen Wohltätern sagen wir ein herzliches „Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.





Deutscher Glaubensbote.

Nr. 7.

Juli 1901.

IV. Jahrg.

## Die Eröffnung des obern Nil.

Der bekannte Lionel Delfé hat folgende Beschreibung des letzten Theiles seiner Reise vom Cap der guten Hoffnung nach Chartum an den Daily Telegraph gesandt.

Das Innere des englisch-ägyptischen Sudans ist nunmehr durch den Sirdar dem Verkehr eröffnet. Bereits ist ein monatlicher, regelmäßiger Postdienst zwischen Chartum und Uganda eingerichtet, und um den neuen Verkehrsweg rasch bekannt und bevorzugt zu machen, werden alle Aufträge, die die englischen Officiere des Uganda-Protectorats in Chartum machen, kostenlos ausgeführt. Bis vor kurzer Zeit erhielten diese Officiere ihre Provisionen und Briefe über Mombasa, und mußten sich glücklich heißen, wenn ihre Bestellungen nach zehn Monaten ausgeführt waren. Die Kosten des Transports auf diesem Wege betrugen 1 Schilling 6 Pens pro Pfund. Briefe aus Europa brauchten ungefähr vier Monate, wenn sie nicht ganz verloren giengen. Jetzt können die Officiere ihre Bedürfnisse, auch der reichsten Art, in Chartum decken, mit weit weniger Auslagen, als auf dem alten Wege, und innerhalb 6 Wochen nach Abgang der Bestellungen. Briefe von England nach Gondokoro brauchen 30 bis 40 Tage.

Bei Shambe begegneten wir einem großen See, dem ersten einer Reihe von Seen, die dort der Nil

bildet, derselbe faßt eine ganz enorme Menge Wassers. Dreiviertel Stunden später hatten wir einen andern dieser Seen zu passieren, ungefähr 10 Meilen lang und 6 bis 7 Meilen breit. Das wirkliche Nilbett ist versperrt durch die letzten Ueberreste des Sudd, der aber in Bälde geschnitten sein wird. Der Sudd verhindert hier nicht die Schifffahrt, da die zwei Seen einen Durchgang bieten, welche dem Ablauf des Wassers aus dem Hauptstrom ihr Dasein verdanken.

250 Meilen südlich von seiner Vereinigung mit dem Bacher el Gazal beginnt der Nil durch einen Hohlweg von Papyrusstauden seinen Weg zu nehmen. Die Uferlande sind schön geformt und hie und da auch mit Bäumen eingefasst. Links und rechts breiten sich — auf 250 Meilen hin — ungeheure Lagunen von 10 bis 15 Meilen Länge aus, welche durch kleine Canäle mit dem Hauptstrom verbunden sind. Die Papyruswälder wachsen auf einer Torfschichte von 10 bis 15 Fuß Dicke und stehen auf solidem Grund. Wenn der Nil eine außergewöhnliche Steigung erfährt, kommen die Ufer dieser Lagunen unter Wasser, und es lösen sich mit Hilfe des Nordwindes Stücke derselben ab, die nach und nach in den Hauptstrom gezogen werden. Die abgelösten Uferstücke, die so groß sind, daß man sie kleine Inselchen heißen darf, einmal in das Flussbett gerathen, warten nur



auf die nächste Flussbiegung, um so ans Land geschwemmt zu werden, wo sie der Nordwind, der während 6 Monate des Jahres über das Land südlich von Chartum weht, festhält. Nachkommende Inselstücke haben das gleiche Schicksal, bis am Ende die Menge des angeschwemmten Landes derart groß ist, daß sie den Fluss versperert. Auf dem Sande wächst und wuchert der Papyrus. Er erreicht eine Höhe von 20 Fuß, und seine Wurzeln verflechten sich bei der in den Tropen herrschenden Vegetation im Sande, dadurch die angeschwemmte Erde kräftig zusammenhaltend. Neu ankommende Inselchen legen sich neben ihre Vorgänger und bilden bald durch den Druck des Stromes eine feste Masse, welche die Wasser des Hauptbettes oft auf Hunderte von Meilen aufhält. Um einen Ausgang zu finden, erzwingt sich nun die gestaute Wassermenge einen Weg unter dem Damm und spült kleine Canälchen in den niedern Ufern aus, in dieser Weise neue Lagunen bildend. Wenn, was während der Derwischherrschaft der Fall war, die zuerst gebildete Obstruction nicht fortgeräumt wird, bilden die neuentstandenen Lagunen wieder neue Dämme. Die Folge hievon ist, daß die schon existierenden Lagunen immer größer und größer werden, und immer mehr der Hauptcanal verstopft wird. So haben sich hier drei große Seen gebildet, welche zu Gordons Zeit noch nicht da waren.

Sir Samuel Baker fand den Nil blockiert durch den Sudd zwischen dem Bacher el Gazal und dem Sobat. In seiner Beschreibung sagt er, daß der Weiße Nil plötzlich aufgehört habe. Nach all dem kann man sich vorstellen, in was für einem Zustande Major Peake mit seinen Arbeitern den Fluss gefunden haben mag: er fand ihn versperert und konnte nur eine leise Strömung unterhalb des Dammes bemerken. Die Oberfläche des Sudd war ganz trocken, und man konnte darauf stehen. Hunderte von Leuten waren auf demselben an der Arbeit zur selben Zeit. Sondierungen mit langen Stangen zeigten, daß der Sudd eine Dichte von 12 bis 20 Fuß habe, und das Wasser etwa 60 Fuß unterhalb fließe. Die Frage war, nicht einen Canal in den Damm zu graben, sondern ihn ganz wegzuschaffen. Zuerst wurden die Schilfrohre und der Papyrus, welche auf der Oberfläche des Sudd wachsen, geschnitten und verbrannt, 8 Fuß tiefe Gräben wurden dann in den soliden und harten Torf gegraben, der durch die Strömung zusammengepreßt war. Das Werk begann auf dem größten Damm. Stück für Stück löste sich von demselben los und fuhr den Nil hinunter, und nun ist da, wo noch vor kurzem der Nil aufzuhören schien, ein schöner Canal von 100 bis 400 Yard Breite und 12 bis 20 Fuß Tiefe entstanden.

Gewiß darf der Schnitt des Sudd als eine der größten Arbeiten angesehen werden, welche in den letzten Jahren in Afrika ausgeführt worden sind, und hohe Ehre gebührt Major Peake und seinen Leuten. — Für die Bewässerung Unterägyptens ist dadurch viel gethan. Die nun befreite Wassermenge muß ganz enorm sein, da, seitdem der Sudd geschnitten, der Nil bei Wadelai um 5 Fuß gefallen ist, und Wadelai 500 Meilen südlich der Suddgegend liegt. Das Uebel ist sehr alt. Als die Römer Aegypten erobert hatten, wurde ein Centurio zur Erforschung der Nilquellen ausgesandt, der bald seinen Weg versperert fand durch den Sudd. Alle Flüsse in Uganda — ebenso der Ragerafluß, der Hauptnährer des Victoria Nyanza — sind auf ähnliche Weise versperert, und ich bin überzeugt, daß in nicht zu langer Zeit Schritte gethan werden, um die Obstruction im Ragerafluß zu heben, der dadurch weit ins Land hinein schiffbar sein würde.

Es bleibt nun die Frage: Wie kann den Lagunen, die auf 250 Meilen dem Nil entlang stehen, ihr Wasser entzogen und dem Nil erhalten werden. Das Wasser, das sich in dieselben verliert und dort zum Theil verloren geht, würde, glaube ich, den Betrag des Wassers, das jetzt nach Aegypten kommt, um ein Zehntel vermehren. Wer diese Frage löst, wird dem Reichthum Aegyptens noch Millionen hinzufügen. Ich muß protestieren gegen die Ansicht, als sei der Weiße Nil nur ein nutzloser Sumpf. Die Gegend zwischen Gondokoro und dem Sobat ist praktisch noch unbekannt, aber wir wissen, daß sie dicht bevölkert und reich an Vieh ist, und daß Baumwolle dort in Fülle wächst. Es bleibt noch zu ermitteln, ob der Papyrus nicht industriell verwertet und eine Quelle des Reichthums werden kann.

Wir erreichten Faschoda berühmten Angebens an einem Morgen. Es liegt an einem seichten Nilarm, und ist durch eine Insel vom Hauptcanal getrennt. Eingeborne in großer Zahl haben sich inzwischen dort angesiedelt.

500 Yards vom Dorfe entfernt liegen die Ruinen der einstmaligen ägyptischen Festung, deren Steine Marchand zum Baue seiner Station verwendete. Das Fort des berühmten Franzosen lag auf einer Anhöhe, etwa 18 Fuß über der Umgebung. Es nahm einen sehr schmalen Raum ein, etwa 50 Yard auf jeder Seite, den dann eine Ringmauer von 5 Fuß Höhe umschloß. Die nächste Umgebung des Fort (ungefähr 3 bis 4 acres) ist durch eine Brustwehr von mindestens 30 Fuß Höhe geschützt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Platz sehr stark, aber viel zu groß war für die kleine Schar, über die Marchand verfügte. Das kleine Fort in der Mitte hätte eine



Belagerung von über mehr als drei Tagen nicht aushalten können, weil das Wasser ein paar hundert Yard entfernt liegt und ohne Bedeckung nicht erreicht werden konnte. „Fort Marchand“ ist nun von einer kleinen Sudanesenabtheilung besetzt, welche die englische und ägyptische Fahne, die dort oben wehen, bewacht. Zwischen Nil und Fort, unter hohen Palmbäumen, ist der Garten, aus dem Marchand den Kohl nahm, den er an Ritcheiner sandte. — Ueber ihn und seine Expedition nach Fashoda konnte ich aus dem Munde eines Kanoniers, der dabei war, einiges Interessante hören.

Bekanntlich unternahm der Sirdar nach dem Siege von Omderman eine Expedition nach Fashoda. Auf dem Wege dorthin traf er auf ein Heer von 4000 Derwischen und auf zwei Kanonenboote, welche auf dem Wege waren, Marchand und seine noble Schar wegzufegen. Im Augenblicke, wo die Derwischboote in Sicht kamen, krachte ein Schuss aus einer der britischen Schnellfeuerkanonen, der sein Ziel, den Dampfkessel eines der Derwischboote, zerschmetterte. Der Kanonier, der sich nicht wenig über seinen prächtigen Schuss freute, wünschte bald, lieber nicht so gut gezielt zu haben, als er Lord Ritcheiner auffahrend barsch fragen hörte, wer für diesen muthwilligen Schuss verantwortlich sei, da doch die Boote ohne Schuss hätten genommen und gleich wieder verwendet werden können. Niemand wollte den Schuss abgefeuert haben, und nur der bald darauf entspringende Kampf mit den Derwischen am Ufer rettete den eifrigen Schützen großen Kalibers von einem unangenehmen Zusammenreffen mit dem General. Die Derwische wurden in die Flucht geschlagen und Marchand war vom glorreichen Tode gerettet, da er niemals gegen die vom Chalifen gesandte Uebermacht hätte bestehen können. Beim Anblick des Kanonenbootes des Sirdar, richtete sich die kleine französische Besatzung zur Vertheidigung, da die Nachricht vom Falle Omdermans noch nicht hierher angelangt war und man insolge dessen Derwische zu kommen glaubte. Sobald aber die britische Fahne ansichtig wurde, war Marchand im Klaren, er bestieg ein Boot, um mit Ritcheiner zu conferieren. Marchand lehnte es natürlich ab, seinen Platz ohne höheren Befehl zu verlassen. Auf dem Platze, wo jetzt das Dorf Fashoda ist, wurde die englisch-ägyptische Fahne gehißt, und eine starke Abtheilung schwarzer Soldaten dortgelassen. — In Europa hatte man keine klaren Vorstellungen von der Lage Marchands, als die Fashodafrage aufs Tapet kam. Nach mühsamen Umfragen habe ich mich versichert, daß der kühne Afrikaerzuger (?) große Mengen Luxusartikel, wie Kaffee, Zucker, Gewürze und sogar Wein hatte, aber an Mehl, Korn usw. Mangel litt. Seine Leute

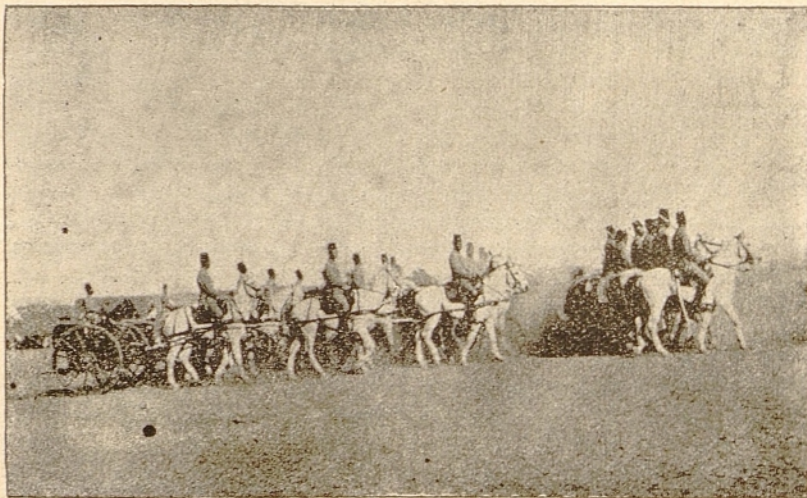
würden innerhalb einiger Wochen verhungert sein. Es muß daran erinnert werden, daß Marchand gar keine Verbindungslinie hatte, und vollkommen abgeschnitten war vom Lande, von dem er ausging. Die Gegend um Fashoda war beinahe ganz entvölkert, und er hätte innerhalb einer Umgebung von 300 Meilen nicht die für eine Monatsration hinreichenden Lebensmittel finden können. Der Bacher el Gazal, durch den er seine Leute auf Boten und einem kleinen Dampfer geführt hatte, hatte sich während seines Aufenthaltes in Fashoda verstopft und sein Dampfer wäre nicht imstande gewesen, einen Durchgang durch den Sudd zu erzwingen. In der That, seine Lage war sehr gefährlich, und dies ist auch der Grund, weshalb er nach der Räumung von Fashoda seinen Weg nicht zurück nach dem französischen Congo nehmen konnte, sondern durch Abessinien marschieren mußte. Seinen Dampfer konnte er noch den Sobat hinauf benützen, um ihn dann am Fuße der Abessinischen Berge zurückzulassen. Auf eine Insel gebracht, wurde ein Dach über ihn gebaut und er flöste den Nuers, die dort wohnen, einen solchen Respekt ein, daß niemand demselben sich je zu nahen wagte. Letztes Jahr sandte der König Menelik eine gute Anzahl Leute, um denselben nach Abessinien zu bringen. Ein paar englische Officiere fanden dieselben bei dem Versuche, das Boot über eine gefährliche Klippe hinwegzubekommen. Das Haupt der Unternehmung, dem die englischen Officiere riethen, das Boot in Stücke zu zerlegen und weiter zu schaffen, drückte sein Vertrauen aus, des Kaisers Befehl ausführen zu können, ohne das Boot in Stücke zerlegt zu haben. Aber bald sah er das Unmögliche seines Vorhabens ein, ließ das Boot mit Aexten in zwei Stücke hauen, wodurch es natürlich ruiniert war. — Was weiter Marchands verzweifelte Lage beweist, die sich durch die Verstopfung des Bacher el Gazal ergab, ist die Thatfache, daß Lieutenant Tonquedor, der ihm mit frischen Lebensmitteln und Munition folgte, nicht imstande war, den Nil durch den Bacher el Gazal zu erreichen und sich gezwungen sah, nach Schambe seinen Weg zu nehmen. Aber auch dort fand er den Nil blockiert, und es war erst vor einem Jahre, als die belgische Expedition durch den Sudd zu fahren versuchte, daß man ihn fand und von der Besetzung des Sudans durch die Engländer benachrichtigte. Lieutenant von Tonquedor entschloß sich auf das hin, Schambe aufzugeben, und traf bald Major Peake's Suddepedition, von der er einen Dampfer nach Chartum zur Verfügung erhielt. Ohne das Ansehen Marchands verkleinern zu wollen, glaube ich, daß Lieutenant von Tonquedor nicht die Anerkennung gefunden hat, welche seine großartige Leistung ver



dient. Ohne die Vortheile, welche Marchand zuhülfe hatte, mit nur einer Hand voll Senegalesen, erzwang sich Lieutenant v. Tonquedor einen Weg durch bis dorthin unerforschte Theile von Afrika.

Während ich auf jenem Haufen von Ruinen stand, — Fort Marchand mit einem Sumpf zur Linken, eine weite Wüste im Rücken und den Nil in der Front, konnte ich nicht umhin, an die schwere Verantwortlichkeit zu denken, welche auf der Regierung gelegen haben würde, welche zwei Staaten in einen Krieg gestürzt hätte — eines so elenden Stück Landes wegen.

barkeit aufrecht zu erhalten. Bald fuhr ihm eine zweite Kugel in den Magen, worauf er vom Kameel stieg, sein Schaffell ausbreitete und mit seinen Emiren sich darauffetzte. Als sein Sohn sah, daß das Spiel verloren gieng, versuchte er zu entfliehen, aber der Chalife feuerte ihn wieder an und schoss ihn in den Arm. „Wir haben den Honig getrunken — sagte er zu seinen Emiren — laßt uns nun auch den Essig dazu nehmen.“ Auf seinem Schaffelle ausdauernd, fiel er dann schließlich von Kugeln förmlich durchlöchert. Die Emire kämpften bis zum Letzten, den Tod der Uebergabe vorziehend. Das war das



**Hegyptisch-sudanesische Artillerie.**

Ich sah auch den Platz, wo die letzte gegen den Chalifen ausgesandte Expedition landete. Er ist unterhalb Kana. — Von Omderman vertrieben, wandte sich der Chalife bekanntlich nach Süden, wohin ihm bald die englisch-ägyptischen Truppen folgten, aber ohne ihn fassen zu können; während man ihn südlich suchte, war er wieder nach Norden gezogen, in der tollen Hoffnung, Omderman wieder zu erobern. — Die zweite Expedition landete ungefähr 300 Meilen südlich von Chartum und überraschte ihn etwa 40 Meilen im Lande drin. Unter Sir Reginald Wingate's Commando wurde ein scharfer Angriff gemacht, und gleich bei Beginn der Action wurde der Chalife an der Hand verwundet. Er verbarg die Wunde vor seinen Anhängern, um den Ruf seiner Unverwund-

Ende der Chalifen und der dunklen Geschichte des Mahdismus. Lebend und als Gefangener wurde der Chalife eine unaufhörliche Sorge der Regierung gewesen sein. Sein Tod hat nun den letzten Vorwand eines neuen Aufstandes weggeräumt.

Am 1. Januar erreichte ich Chartum. Als ich sieben Jahre früher den Nil bei den Nipponfällen, wo er aus dem Viktoria-Nyanza fließt, passieren mußte, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß es 1901 möglich wäre, von Chartum nach Kairo zu reisen. Ich brauchte damals 3 Jahre, um vom Cap nach Uganda zu kommen, 3 Jahre voller Mühen, Sorgen und Gefahren. Es sind nun nicht einmal 18 Monate, seitdem ich das Ende der Capeisenbahn bei Bulawayo verließ, und vom Viktoria-Nyanza



(1200 Meilen südlich von Chartum) bis hierher gelangte ich in etwas mehr als zwei Monaten. Noch 7 Jahre und die Rhodes'sche Eisenbahn wird dem Reisenden den Weg von Kairo zum Cap zu Lande ermöglichen. Es wird 25 bis 30 Tage in Anspruch nehmen, den Continent in seiner ganzen Länge zu

durchfahren. Deutsch-Ostafrika, so groß auf der Karte, wird zwischen Morgen- und Mittagessen passiert werden können. Mit Ausnahme von Deutsch-Ostafrika wird der Reisende auf der ganzen Route die englische Flagge wehen sehen.



## Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. August Schynse.

(Fortsetzung.)

Auf telegraphische Weisung des Cardinals Lavergie eilte P. Schynse von Lille nach Paris, um mit P. Merlon und P. Dupont, welcher letzterem die Leitung der Karawane übertragen war, die Missions-Expedition nach dem mittlern und obern Congo anzutreten. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, reisten die drei Missionäre von Paris nach Lissabon, wo sie sich am 10. Juli 1885 einschifften; nach 21 tägiger Fahrt langten sie am 27. Juli im Hafen von Banana an der Congo-Mündung an.

Das Gepäck der Missionäre aber war noch nicht angekommen. In der Hoffnung, daß es bald folgen werde, schifften sich die Missionäre mit einem kleinen Dampfer nach Boma, Caracalla, Vivi ein. Zum Ueberflus erkrankte hier P. Merlon, und P. Schynse mußte die ganze Versorgung des Gepäcks übernehmen, welches aber immer noch nicht kommen wollte. Deshalb kehrte P. Schynse von Vivi nach Banana zurück; so sehen wir ihn in den ersten Monaten seines Aufenthalts in Centralafrika meistens auf unangenehmen und beschwerlichen Reisen Congo auf- und abwärts, treffen ihn in dieser Zeit wiederholt an demselben Orte, dreimal in Banana, fünfmal in Boma und Vivi, um nothwendige Geschäfte, meistens wegen des Transportes des Gepäcks zu besorgen, bei allen Unannehmlichkeiten und Beschwerden stets heiter und guten Muthes. Doch die Zeit und den Aufenthalt in den einzelnen Orten hatte er gut benutzt, um sich mit den afrikanischen Verhältnissen bekannt zu machen; er hatte Auge und Urtheil für Land und Leute, für Leben und Treiben am untern Congo, was er in farbenreichem Bilde mit getreuer Hand in seinen Congobriefen schildert. (Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilde-

rungen von P. Schynse, herausgegeben von Karl Hespers. Köln 1889.)

Am Congo lernte er nebst vielen europäischen Forschungsreisenden seinen berühmten Landsmann, den damaligen Lieutenant Wis mann kennen und befandete in der Folge für den um die deutsche Sache in Afrika so hochverdienten Officier stets eine innige Verehrung. Auch mit Dr. Menze aus Kassel, den er an den Ufern des Congo traf, und der in dem Missionär „die Tugenden des Priesters mit den Eigenschaften eines echten deutschen Mannes verbunden“ bewunderte, blieb er von diesem Zeitpunkte ab in freundschaftlicher Verbindung.

Nachdem alles geordnet war, trafen endlich zu Ostern die Genossen zu Kwamouth zusammen, wo sie froh vereint das Osterfest feierten, um dann bald nachher dort am Congo, wo die drei verschiedenen Stämme: Bateke, Babuma und Bayanzi sich begegnen, mit der Gründung ihrer Missionsstation zu beginnen, welche in dem Winkel, den der Kassai (Kwa) mit dem Congo bei der Mündung bildet, sich erheben sollte.

Lassen wir P. Schynse selbst die Gründung dieser Missionsstation schildern: „Am Gründonnerstage kamen wir nach Kwamouth und dankten Gott, daß wir Ostern unter uns feiern konnten. Am 29. April giengen wir über den Kassai (Kwa) das gewählte Terrain beschauen. Ein Plateau, steil in den Congo abfallend, von ca. 30 Meter Erhebung, mit 3—4 Meter hohem Grase und Buschwerk bedeckt. Vom Flusse konnte man nichts sehen. Ich stieg auf einen Baum. Das Land ist eben, der Fluß scheint eine Bucht zu bilden und unsere Stelle ein Vorgebirge. Nach stromabwärts fällt das Terrain sanft in eine Thalmulde, aus welcher einige Palmenkronen über



das Gestrüpp hervorragen. Wir steckten das Gras an hundert Stellen in Brand und retteten uns geschwind vor den Flammen ins Canot und giengen nach Kwamouth zurück, uns in der Dunkelheit am Flammenmeere freuend. Am 3. Mai giengen wir wieder hinüber, P. Dupont und ich, diesmal mit Zelt, Bett, Nerten u. s. w. und hatten Abends richtig einen Platz frei, um unsere Zelte aufzuschlagen. Das Feuer hatte nur stellenweise gearbeitet. Doch halfen wir nach. Von Morgen bis Abend hieben wir Bäume um, die nach acht Tagen vertrocknet waren, worauf wir das Ganze anzündeten — Schlangen, Ameisen usw. zum Leide. Am 4. wählte ich einen Stamm, kroch hinauf und hieb ihm die Krone herunter, suchte dann einen andern, den ich querüber band und formte so das erste Kreuz, unter dessen Schutz wir uns, Land und Leute stellten. Nach acht Tagen hatten wir genügend Raum, um Pläne zu machen. Ich vergrub mich acht weitere Tage in den eine halbe Stunde entfernten Hochwald, mit zwei Negern Holzschlagend; das Savannen-Buschwerk ist eben nur zum Feuern gut. Dazu gab uns Gott täglich ein Sturzbad, einen tropischen Regen, weshalb ich im Wald stets ein großes Feuer unterhalten ließ, um mich alsbald wieder zu trocknen. Dann giengs ans Holzherbeischleppen, ein ganzer Tag wurde dazu verwendet, um einen gangbaren Pfad zum Walde zu machen — glücklicherweise hatte uns ein Elephantenrump hübsch vorgearbeitet — und Holz bearbeiten. Ich habe nie das Zimmermannshandwerk gelernt, doch Noth macht erfinderisch. Im Schweiß unseres Angesichts (die Regen endeten am 20. Mai, und die Sonne arbeitete mit Hochdruck) haften und sägten wir muthig; unsere schwarzen Arbeiter waren weg; wir hatten nur mehr zwei Leute und zwei Knaben, unfähig zum Holzarbeiten; Ende Juni war das Gerüste fast fertig: ein Haus, 23 Meter lang, 7½ breit, mit rund herumlaufender Veranda. Dann wurde es mit Stroh gedeckt, die Wände mit Stroh und Palmzweigen geflochten, und am 23. Juni schließ ich nach dreizehn Monaten einmal wieder „zu Hause“, und die böse Zeit war vorbei; wir hatten eine kleine Kapelle, zwar nur aus Stroh, doch kehrte der göttliche Heiland ja auch in einem Stalle zu Bethlehem ein. Inzwischen bauten wir weiter, Haus für die Leute, Hühner- und Ziegenstall, Hundehütten, Küche, Backofen usw.; es kamen uns nämlich am Anfang August 12 Loangos von der Küste zu Hilfe.

Wenn ich daran denke, was wir da alles trieben, so kann ich das Wort nur bewahrheiten: der Missionär muß bewandert sein «in omnibus et aliquot aliis» (in allem und einigen Dingen mehr). Gott Dank, wir wetteiferten mit unsern schwarzen Nach-

barn in der Gesundheit; schlecht gepflegt, — wir konnten uns nicht um die Küche kümmern, ein Negerhube war da Meister, — ohne Dach und ein schadhafes Zelt, in strömendem Regen, glühender Sonne, harter Arbeit blieben wir frisch auf, nur einmal warf uns die Sonne aufs Bett für einen halben Tag, damit waren wir los. Seit April hatte ich kein Fieber, dafür aber Appetit und Durst; der Congo ist ja nahe.

Man sagt, unsere Nachbarn, die Byanzis, seien schlimme Gesellen; ihre Feinde behaupten sogar, sie wären dem Menschenfleisch durchaus nicht abgeneigt. Sie kamen täglich schauen, wie unser Haus vorwärts gehe; ein Dorfschulze drohte uns sogar mit Krieg, wenn wir ihm nicht 300 Duzend Taschentücher gäben, wofür er nichts bekam als den guten Rath, seine Drohungen nicht zu wiederholen, sonst kämen wir in sein Dorf, und fräßen ihn mit seinem ganzen Dorfe. Große Worte gelten hier viel! Da wurde er ganz zahm und gut Freund. Im Uebrigen gelten wir im Lande für unüberwindlich; kein Nsumu kann eine so große Pseife rauchen, wie ich es that, ehe sie mir zerbrach; keine Flinte trifft so sicher, wie die unsere; kein Zauberer hat so gute Medicamente wie wir, und kein Weißer war noch so freundlich wie die lehtgekommenen. So leben wir in gutem Einverständnis, wir sind bei den berüchtigten Byanzis gut aufgenommen. Ich gieng z. B. völlig allein mit ihnen in den Kassai; ich hatte eine kleine Armee, fünf Piroquen; damit mich diese Bande nicht mit gar zu hungrigen Blicken beschau, schoss ich ihnen zehn Flußpferde, von denen jedes mindestens zehnmal mich aufwog; so war ich also völlig sicher. Auf zehn Meilen in der Runde aß alles Fleisch, und sie waren in diese für sie sehr interessante Beschäftigung so vertieft, daß ich am fünften Tage ihre Kochtöpfe umwerfen und meine Armee mit Gewalt in die Piroquen treiben mußte. Sie konnten nur 6½ Thiere mitnehmen und hatten beschossen, die anderen 3½ an Ort und Stelle aufzueßen, was wohl noch zwei Tage gedauert hätte; so eine Negerverdauung geht über alles, was man sich vorstellen kann. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß ein Mann, wenn er es hat, zehn Pfund Fleisch in einem Tage isst; hat er nichts, ist er natürlich sehr mäßig.

Ich bin nunmehr beim fünfzehnten Flußpferd angelangt, alle mit der ersten Kugel getödtet bis auf zwei, von denen eins mich zu Lande angriff, ein altes Männchen, dessen weitaufgerissener Rachen durchaus nicht vertrauenerweckend war. Doch hatte ich Zeit, die Büchse zu laden, und schoss es auf zwei Meter Entfernung mitten in den Rachen, es über-



schlug sich rückwärts, fiel ins Wasser und kam nur mehr todt zum Vorschein; die erste Kugel in die Schläfe saß sehr gut, und weiß ich mir nicht zu erklären, wie es darnach noch an einen Angriff denken konnte. Weniger Glück hatten wir mit einem schönen Elephanten. Wir übernachteten im Canot am Congoufer, als er uns auf zwanzig Schritte nahe kam. Mit zwei Kugeln lief er in den Sumpf,

Diese frohe Zeit in Bungana sollte leider nicht lange währen. Im Februar wurde P. Schynse beauftragt, wieder eine mühselige Reise nach der Küste anzutreten. In einem schwachen Canot trat er seine Reise an. Am 1. März schwebte sein Leben in größter Gefahr, und nur dem Schutze des hl. Josef schrieb er seine Rettung zu. An einer Fels Spitze des sogenannten Blak-River wurde sein Kahn vom Sturm



Das Martyrium der hl. Apollonia.

wo Eingeborne ihn todt fanden, es uns aber erst sagten, als sie das Elfenbein (wohl 1000 Frs. wert) verkauft hatten. Die Kugel des P. Superior saß in der Schulter, die meine im Auge. Durch derartige Streiche steigt unser Ansehen, und sollte eines Tages die Lösung kommen: „gegen die Weißen“, so hoffen wir um uns herum genügend Freunde zu haben, um sicher zu sein.“ —

und den Wellen umgeworfen, und, fortwährend mit den Wellen kämpfend, erreichte er doch glücklich das Ufer. Des andern Tags sandte ihm, wie er selbst äußerte, sein Schutzpatron, der hl. Josef, als sein Canot im Begriffe war, in einen Strudel zu gerathen, wovon er wie seine Loangos keine Kenntniss hatten, einige treue Bayanzi, die ihn warnten und ihn in die richtige Fährte lenkten. „Ohne ihre Dazwischen-



kunst", sagt P. Schynse in seinem Tagebuch, „hätten wir an diesem Tage sicher das Leben verloren." — In Leopoldville erhielt er die Nachricht, daß Cardinal Lavigerie seine Missionäre vom Congo abberufe. Der König von Belgien hatte dem Papste den Wunsch geäußert, daß das Missionswerk in dem unter seiner Oberhoheit stehenden Congostaate Missionären belgischer Nationalität übertragen werden möge. Infolgedessen wurde eine andere Vertheilung der Missionsgebiete vorgenommen, und wurden die Weißen Väter aus dem Congostaate abberufen.

Ein entsetzlicher Schlag für P. Schynse! Eine schöne vielversprechende Mission, der er zwei Jahre körperlicher und geistiger Mühe und Entsagung gewidmet hatte, war vernichtet! Die Wilsons war urbar gemacht, die neuen Pflanzungen trieben in jugendlicher Kraft, und was mehr war, die Herzen der Eingebornen, über welche die Missionäre bereits eine höhere und richterliche Gewalt erlangt hatten, waren gewonnen — alles dieses mußten sie aufgeben; zwei Jahre der Mühen und unaussprechlichen Entbehrungen hatten sie — menschlich gesprochen — vergebens ertragen. Es war dies für P. Schynse ein furchtbarer Schmerz; doch als Christ und Ordensmann folgte er in demüthigem Gehorsam der Fügung Gottes und dem Rufe seiner Obern, wenn auch blutenden Herzens.

An der Küste angelangt, entließ P. Schynse seine Loangos, seine treuen Arbeiter bei den Bauten und Anlagen der nun aufgegebenen Station, und erwartete die Ankunft des P. Dupont, um mit ihm die Rückreise nach Algier anzutreten. Ueber diese Rückreise schreibt er in seinem Tagebuche nur ganz kurz: „Am 18. Mai schifften wir uns ein nach Lissabon; Lissabon 13. Juni; Algier 19. Juni"; — ein Beweis für die Größe seines Opfers, denn die Stunden seiner schwersten Prüfung pflegte er in seinem Innern mit Gott durchzukämpfen, ohne daß die Außenwelt davon Kenntnis haben durfte. —

Zugleich mit der Abberufung der beiden Missionäre vom Congo hatte der Cardinal Lavigerie P. Schynse sofort der im Juni 1887 nach Ost-Afrika abgehenden Missions-Karawane zugetheilt, zu deren Abreise jedoch der Missionär vom Congo noch nicht zurückgekehrt war. Somit war P. Schynse gezwungen, von seiner apostolischen Thätigkeit einige Zeit auszuruhen — freilich eine Ruhe, die einer anstrengenden Thätigkeit aufs Haar ähnelte, aber dennoch wegen des Klimawechsels seiner Gesundheit sehr zustatten kam. —

In Algier blieb er nicht lange, nur einige Stunden. Morgens hatte er die See verlassen und

am Abende des nämlichen Tages schiffte er sich schon wieder nach Lyon ein, wohin ihn der Cardinal telegraphisch berufen hatte. Der Cardinal hatte bereits seinen biedern, treuen und festen Charakter, sowie sein gesundes und klares Urtheil kennen und schätzen gelernt und rief ihn nun zu sich, daß er ihm Bericht erstatte und dann theils als sein Begleiter, theils als Beauftragter mehrere Reisen in Europa unternehme. Mehrere Tage verweilte P. Schynse in Lyon bei dem Cardinal, mit dem er über verschiedene Punkte verhandelte. Ueber seinen Freimuth gibt folgende Anekdote ein beredtes Zeugnis. Es war am Abende des zweiten Tages seines Aufenthaltes in Lyon, als P. Schynse wie am Vortage beim Cardinal als Gesellschafter und Berichterstatter erscheinen mußte. In seiner kernigen Weise sagte er da im Laufe des Gespräches: „Gestern hielten mich Eminenz über das Abendessen hinaus, sodaß ich, als ich um halb zehn Uhr bei Ihnen verabchiedet wurde, nichts mehr erhalten konnte, deshalb habe ich heute zu Abend gegessen, bevor ich zu Ihnen kam"; — der Cardinal gab darauf lächelnd die Antwort: „Ihr Deutsche seid doch selbst im Speisen praktische Köpfe."

Von Lyon aus reiste P. Schynse in Gesellschaft des P. Bresson zunächst nach Köln, um den dortigen Erzbischof Kremenig in Missionsangelegenheiten aufzusuchen. Auf der Reise erhielt P. Schynse die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter und eilte an deren Krankenbett, in der frohen Hoffnung, einige Tage in seiner Heimat verweilen zu dürfen. Er täuschte sich. Wie wir bereits einmal erwähnt haben, hatte P. Schynse vor dem Eintritt in den Orden seiner Militärpflicht nicht Genüge geleistet und war somit dem Strafgesetze verfallen. Obgleich ihm zu wiederholten Malen außerdeutsche Staatsbeamte das Heimatsrecht ihrer Staaten angeboten hatten, nahm er es nicht an, „er wollte ein Deutscher bleiben, weingleich ein straffälliger". So schenkte ihm denn auch gleich nach seiner Ankunft die Ortspolizei eine so zärtliche Aufmerksamkeit, daß er sich genöthigt sah, am nämlichen Abend noch in Laienkleidung sich zurückzuziehen. Am Jahrestage des Todes seines Vaters war es, wo auch er von den Seinen Abschied nahm — für immer. „Auf Wiedersehen" rief er tröstend seiner schwer niedergebeugten Mutter zum Abschiede zu, — ja es sollte bald ein Wiedersehen geben — im Himmel. Unbekannt, von einem Jugendfreunde begleitet, eilte mitten in der Nacht der gute Mann, der dem deutschen Volke mit seinem Ordenskleide tausendmal mehr genützt hat, als er es hätte unter dem doppelten Tuche können, der Eisenbahn zu. Der Schnellzug entführte



ihn nach Köln und über Aachen der belgischen Grenze zu. —

Nach mehreren Reisen, bald in Belgien, bald in Holland, bald in Frankreich ließ er sich Ende August 1887 in dem kleinen Seminar zu St. Eugen bei Algier nieder, um als Dekonom für die leiblichen Bedürfnisse des Hauses zu sorgen und um gleichzeitig den Zöglingen den Unterricht in der Mathematik zu erteilen. Ueber seine Thätigkeit in dieser Stellung lassen wir am besten einen seiner damaligen Schüler sich aussprechen. Dieser sagt: „P. Schynse kann nur von jenen wahrhaft geschätzt werden, die, wie wir, in den innigsten Beziehungen zu ihm gestanden haben, ihn als Seelenführer gewählt hatten. Wie wußte er uns zu fassen, zu leiten und zu rathen! Aber bei all diesem machte er nicht viele Worte; alles an ihm war That. Mächtig wirkte auf uns sein Beispiel ein. Sah man ihn am Altare, so fühlte man mit, wie sehr er von der heiligen Handlung durchdrungen war. Unter seinen Tugenden glänzt seine tiefe Demuth, seine gänzliche Selbstentfagung. Oft sahen wir ihn den letzten Platz auffuchen, während er den jüngern Mitbrüdern den Vorrang ließ. Mergütlich verbarg er die Gaben des Geistes, die Gott ihm verliehen hatte, obgleich ihn jene seiner Mitbrüder, die ihn besser kannten, wiederholt baten, dieselben mehr hervortreten zu lassen. Aber ernst wies er stets solches Ansinnen zurück: „Ich bin nur nach Afrika gekommen, um als Missionär für die Kirche und die Seelen zu arbeiten, nicht um für mich Anerkennung zu suchen.“ — Bewunderungswürdig war auch die ausdauernde Geduld, welche er auf dem schwierigen Posten eines Dekonomien in St. Eugen stets befandete, und die

oft auf eine harte Probe gestellt wurde. Sein Zimmer war vielfach förmlich belagert, bald von arabisch, bald von französisch, bald von deutsch redenden Bittstellern, oft von solchen aus allen drei Nationen zugleich, von denen jeder wieder ein ganz verschiedenes Anliegen hatte; aber nie verlor P. Schynse seine Ruhe, seine Selbstbeherrschung. Bitter empfand er jedoch oft in dieser Stellung die sarkastischen Anspielungen französischer Kaufleute, mit denen er verkehren mußte, und denen er als Ordensmann nur Schweigen entgegenbrachte. Als seine Obern jedoch von diesen Schwierigkeiten durch andere Kenntniss erhalten hatten, entbanden sie ihn gewisser Verpflichtungen nach außen, damit er sich umso mehr den Schülern, besonders den deutschen, widmen könnte. Auch die Aufsicht über die deutschen Schüler während der Erholung war P. Schynse übergeben. Während dieser Stunde belebte er unsere Unterhaltung durch seine Erzählungen vom Congo, durch die Schilderung seiner Erlebnisse, was stets einen regen geistigen Austausch zur Folge hatte, sodaß selbst die französisch redenden Schüler sich hervordrängten und beobachtend uns umstanden, obgleich sie die Unterhaltung nicht verstehen konnten. Denn nur das reinste Deutsch durfte bei P. Schynse gesprochen werden, ein Deutsch, frei von jedem Gallicismus. Wehe dem, der von dieser Norm abwich! In seinem äußern Auftreten hatte P. Schynse etwas Militärisches, was manchen Franzosen von ihm zurückhielt. Trotz dieser scheinbaren Härte nach außen besaß er ein inniges, tief-fühlendes Herz, von dem man wußte, daß es jedes Leid aufrichtig theilte. Er zeigte stets einen tiefen Ernst, der selbst dem Momente der Heiterkeit nicht wich.“

(Schluß folgt.)

## Die Thierwelt im Sudan.

(Fortsetzung.)

Das Fleisch des Nilpferdes ist nicht gut; es ist hart und „fischelt“. Der beste Theil ist wohl sein Herz, das wirklich gut genannt werden kann. Die schwarzen Fischer jagen das Nilpferd mit der großen Harpune; diese ist aus Eisen und sehr stark, etwa 7 bis 8 Zoll lang und an einem dicken Strick befestigt, den sich die Fischer selbst aus Bast und stückweise wohl auch aus Kindsleder anfertigen. Die Harpune steckt wie eine Lanze an einem Stabe, doch ist sie so eingerichtet, daß der Stab gleich vom Eisen

losgeht. Weil die Jagd auf ein Nilpferd immer ein gewagtes Spiel ist, daher rücken immer mehrere zusammen auf mehreren Schiffen aus. Finden sie eines am Lande, so schleichen sie sachte hinzu und einer schleudert ihm die Harpune in die Seite, zieht alsdann das Holz zurück, und das Thier zieht sich wüthend um; da raffen die Jäger wohl alle Kräfte zusammen, um das Thier mittels des festen Strickes zu halten, um ihm noch eine Harpune von der andern Seite in den Leib zu stoßen. Können sie es



so befestigen sie den Strick schnell an einem Baume. Doch das Thier wehrt sich, brüllt furchtbar, geht auf sie los mit weit aufgerissenen Rachen, sucht die Stricke abzubeißen, gelingt ihm das, so müssen die Jäger fliehen, und das Thier mit der Harpune im Leibe läuft in den Fluß, wo es wohl doch verenden muß. Ebenso macht es der Fischer häufig im Flusse. Es geht wüthend auf die Jäger los, die in den Schifflein sind, zerschmettert ein Schiff, und die darauf sind, müssen sich ins Wasser stürzen und fliehen. Allein geschieht die Jagd im Wasser, so hat die Harpune einen kurzen Strick mit einem Schwimmholz am Ende, so daß die Jäger genau wissen, wo das Thier ist, wenn es den Strick nicht abgebeißten; dann jagen sie ihm nach und wiederholen den Stof, bis sie es in einen Canal treiben, wo sie es mit Stricken halten können. Wird es diese Stricke nicht los, so wird ihm so lange mit Harpunen und Lanzen zugefetzt, bis es nach und nach, oft erst in sechs Stunden erliegt. Furchtbar ist das Gebrüll des so ringenden Thieres, aber wie Wespen stechen die Jäger immerfort in seinen Wanst, bis es unter ihrem Jubelgeschrei verendet. Das ist nun wahrhaft ein Fest für die Jäger, die nun 20 Zentner und noch mehr Fleisch verzehren können! Der Held, der ihm die erste Harpune glücklich in den Leib schleuderte, und so am meisten beitrug zum Fange, bekommt den bestimmten Ehrentheil; alles andere wird vertheilt — und zwar an alle im Dorfe, und in zwei bis drei Tagen ist alles verzehrt, selbst die — Haut. Nur die Zähne werden verkauft. Und fahren die Jäger nach dem Fange die Schifflein heim, so fährt der Held des Tages voraus und besingt ununterbrochen seine Heldenthat, während die Schifflein im Jubel ihm folgen und dann zuhause ihren Familien ihr Glück erzählen. Die leeren Kochtöpfe werden gleich gefüllt, und ein Tanzfest beschließt den Freudentag.

Ein sehr wildes Thier ist das Nashorn (*Rhinoceros*), von dem selbst bei den Negeren der Spruch gilt: Weiche ihm aus, damit es dich nicht sieht. Dieses Riesenschwein mit seinem behörnten Rüssel ist sehr schwer zu tödten, weil seine Haut sehr dick ist; doch wird es gern gejagt wegen seines Hornes und der prächtigen Zähne. Das Horn des *Rhinoceros* soll, wenn es noch vom lebenden Thiere abgehauen werden kann, die Eigenschaft besitzen, daß, wenn man in die Höhlung Milch gibt, dieselbe binnen kurzem Käse werde. So erzählen wenigstens die Neger. Thatsache ist, daß im Kaufe die „lebenden Hörner“, wie man sie nennt, viel theurer sind. —

Von Affen findet sich in der Waldzone des Sudan eine große Menge, und darunter der Schimpanse; besonders sind die Stummelaffen in verschie-

denen Arten vertreten. Die beliebteste Art ist der *Colobus verus*, den die Araber mit Vorliebe *Noss-Nas* (Halbmensch) nennen. Ganz eigenartig ist der *Colobus palliatus*, der bedeutend hoch wird, sammtschwarze, lange Haare und eine weiße Mähne hat; er findet sich gerne in den sennaarischen Gebüsch und Wäldern. Der häßliche *Gambarya* mit seinem abscheulichen Geschrei findet sich im felsigen Taka, in der Nähe des Rothen Meeres. Besonders zahlreich aber kommen die Affen am Bahrgazal vor, wo die Eingebornen Merissa (ein von Sorghum gewonnenes, berauschendes Getränk) an den Baum hinstellen, sodas die Affen einen „Affen“ bekommen und so in die Gefangenschaft und in das Handelsmonopol der Regierung gerathen.

Von Flatterthieren finden sich Millionen von Fledermäusen in ganz Nubien, die besonders vom April bis zum Eintritte der Regenzeit in der Dämmerung in solchen Scharen herumflattern, daß man mit Ruthen leicht eine Menge erschlagen könnte.

Den andern Classen der Thierwelt entsprechend groß ist jene der Reptilien. An Eidechsen ist wohl kein Land so reich als der Sudan. Die Steppen sind voll von Dorn- und Warneidechsen. Im Nile findet sich die Nileidechse (*Varanus niloticus*), die bis 1½ Meter lang wird. Diese Thiere leben im Flusse von Fischen, verschmähen aber auch anderes Fleisch nicht; sie gehen sogar bis eine Stunde vom Flusse auf die Jagd nach Federwild. Davon machten die Missionäre in St. Kreuz eine unangenehme Erfahrung. Einer hatte Perlhühner gezähmt, aber eine Nileidechse brachte ihn um alle. Ein andermal bekam wieder so ein Thier Appetit auf Tauben und stattete dem Taubenschlag der Mission fleißig Besuche ab; die Missionäre ahnten nichts, gaben vielmehr immer den Raken die Schuld, wenn wieder eine Taube fehlte. Doch eines Tages kam der Dieb ans Licht, er wurde auf frischer That ertappt, und man machte ihm mit Lanzen ein Ende, und die Tauben hatten nun Frieden und vermehrten sich wieder. Die Araber und Neger essen ihr Fleisch, das nach Moschus riecht, wie das vom Krokodil. — Kleinere Eidechsen gibt es viele Gattungen und sind sie so unschuldig wie bei uns. Die kleinste Gattung aleu wird nicht länger als 5 Centimeter.

Ganz etwas Unheimliches ist das Krokodil, dieser Flußdrache mit seinem weiten Rachen voll Zähne, mit seinen Klauen, womit es alles zu zerreißen scheint. Seine Ausrottung wäre für die Nilbewohner ein Glück. Zu zehn Stücken und mehr liegen sie auf den Sandinseln übereinander, wo sie mit geöffnetem Rachen sich sonnen und schlafen. Sie sehen wie schwarze Felseninseln aus, die aber lebendig



werden, wenn ein Schiff naht, und kopfüber ins Wasser sich stürzen, weil sie Kugeln zu empfangen gewohnt sind, welche ihnen aber nichts anhaben können. Doch so fürchterlich es im Wasser ist, wo es selbst die größten Fische verfolgt und zerreißt und sogar Kühle und Dohsen packt, indem es ihnen in den Hals beißt, sie untertaucht und so erstickt, oder, wie es auch häufig geschieht, ihnen die Füße abbeißt; so fehlt ihm doch aller Muth, wenn der Gegenstand, den es erhaschen will, außer dem Wasser ist. Denn

Das Krokodil scheint diese Freundschaft auch zu schätzen, denn unbesorgt laufen diese Vögel bei demselben herum, fliegen sogar auf dessen Rücken und Kopf, ohne daß jenes eine gefährliche Bewegung macht. Kommt dann jemand, z. B. ein Mensch, so erheben sie ein helles Geschei, das Krokodil erwacht, stürzt sich eilends in den Fluß und taucht unter. Das Krokodil frisst bloß im Fluße. Weil diese Thiere so räuberisch sind, so ist bei den Ryetsch, wenn sie ihre Herden über den Fluß treiben, die Sitte, eine alte



Elfenbein - Karawane.

kann es seine Beute nicht meuchlings mit seinem Schweife in den Fluß schlagen, so hält es sich fern und beobachtet verrätherisch — man sieht bloß seine Augen und Nasenlöcher verrätherisch aus dem Wasser hervorschauen — es schleicht herum wie ein Dieb, um den günstigen Augenblick zu erhaschen, unbemerkt den Schlag zu führen; kehrt aber der Mensch sich um und sieht es an, so taucht es unter. Diese Thiere liegen untertags häufig am sandigen Ufer und schlafen mit offenem Rachen. Da haben sie gleichsam einen Wächter bei sich, der sie beim Herannahen einer Gefahr gleich weckt; es ist dies der große Strandläufer, der sich meistens in so schöner Gesellschaft findet.

Ziege in den Fluß zu werfen, gleichsam als Opfer für das Krokodil; denn sollte sich gerade da so ein Ungeheuer befinden und Hunger haben, so hat es etwas zu verspeisen, aber es ist bloß eine alte Ziege geopfert, und es kostet keine so liebe Ruh. Die Krokodile sind am Weißen Nil sehr zahlreich, so daß wegen ihres Gestankes oft abends die ganze Luft voll Moshus ist, und man so ihre Nähe fühlt. — Neger packt es selten an, weil es dieselben im trüben Wasser wegen ihrer schwarzen Hautfarbe nicht sehen soll; den Weißen hingegen wird es verderblich. Die Krokodile vermehren sich sehr, denn nach Aussage der Neger sollen alte Weibchen sogar 100 Eier legen,



während es jüngere auch bei dreißig bewenden lassen. Wenn sie aus den Eiern kommen, sind sie 20 bis 25 Centimeter lang, sie wachsen aber bis zu 5 und 6 Meter Länge.

An Schlangen ist der Sudan auch nicht arm, und die Neger fürchten sich vor ihnen viel mehr, als vor dem Krokodil, weil die meisten ungemein giftig sind. Nur eine, die schlanke grüne Natter, die gerne im Schilfgrase am Ufer des Flusses herabhängt, soll nicht giftig sein. Es gibt viele Gattungen von kleinen, bloß zwei Fuß langen Vipern bis zu der Riesenschlange *Python*. „Eines Tages“, erzählt ein Missionär, „segelten wir am Anfange des Kjetsch-Landes vorüber. Wir hatten keinen Wind, und so mußten die Matrosen das Schiff mit einem langen Seile ziehen. Da hieß es auf einmal: eine Schlange! eine Schlange! Und wirklich, das Thier lag auf seinen Eiern im Neste. Der Schiffsjäger und wir giengen sogleich hinaus und er schoß ihr eine Kugel in den Hals; das Thier wand sich in seinem Blute, und dann auf einmal schnellte es empor und manns hoch stand es mit dem Kopfe da, der Hals blähte sich auf, und schon wollte es auf den Jäger losstürzen, da flog ihm noch eine Kugel durch den Kopf, und die Bestie sank zusammen. Wir fiengen den Kopf mit einem Laze, weil sie mit dem Schweife noch gewaltig herumschlug und zogen sie mittels eines Flaschenzuges auf den Mastbaum hinauf, wo sie nach einer halben Stunde sich reckte und verendete. Wir zogen die Haut ab, sie maß 19 Wiener Schuh; sie war eine *Python*, auch die Neger heißen sie so. In ihrem Neste waren 70 bis 80 Eier, worin schon kleine Schlangen waren. — Während wir die Haut abzogen und das Gerippe präparierten, fiel uns das Betragen unseres Dolmetschers auf, der ein Dinka war; er war ungemein traurig, während die andern lachten. Befragt, warum er so traurig sei, sagte er: Bei unserem Stamme ist es Brauch, wenn so ein Thier in das Lager kommt, ihm einen Ochsen zu schlachten und zu opfern, und ihr macht es ihm so! Also scheint dieser Schlange eine Art Verehrung gezollt zu werden; freilich essen das Fleisch des Ochsen die Neger und nicht die Schlange. Auch die Bari stellen der schwarzen Schlange Milch vor und opfern ihr solche.“ — Da kann es einen gar nicht wundern, wenn sich diese Schlangen bei so zarter Behandlung stark vermehren und so zahlreich sind, daß man davor nie sicher ist. Man sieht sie im Walde, im Garten, sie kommen in die Häuser, und gerade hier scheint es ihnen sehr zu gefallen. Besonders erregen ihren Appetit die Hühner-eier, die sie sammt den Schalen verschlingen. Wie viel diese Bestien in ihrem Schlunde unterbringen

können, läßt sich aus folgender Thatsache schließen. Am Bahr-Ghazal war einmal ein neunjähriges Mädchen verschwunden. Man hatte bei seinem Verluste gleich auf so eine Landstreicherin von einer *Python* den Verdacht, suchte ihr Lager auf und richtig — lag sie da dick und faul in der Sonne und wurde erschlagen. In ihrem Bauche fand man noch das arme Kind — natürlich todt. Den Balg, der etwa 3 Schuh breit und 16 Schuh lang war, erwarb sich der Missionär Abbé Henriot, ließ ihn zu einem Lausteppich verarbeiten und sandte ihn den Seinen nach Frankreich.

Das Gift mancher Schlangen hat eine furchtbare Wirkung. Ein Knabe wurde beim Fischen von einer Schlange gebissen, sogleich schwoll sein Fuß schrecklich auf und faulte ganz weg. „Eines Herbstes“, erzählt ein Missionär, „als ich gerade im Gartenhause allein in Gegenwart einiger Neger zu Mittag aß, hatte ich die seltene Ueberraschung, daß mir neben den Teller eine Schlange herabfiel. Die Schwarzen sprangen auf und liefen zur Thüre hinaus. Da die Schlange aber vom Falle etwas betroffen war und nicht schnell genug davon kam, hatte ich noch Zeit, ihr mit einer Schaufel den Garaus zu machen. Nachdem das Essen geendet, fand ich im Dachstroh noch eine, die ebenfalls nicht entkam. Diese Thiere steigen nämlich überall hinauf, um nach Insekten zu suchen. Weil so viele Schlangen angetroffen wurden, nahmen wir bei jedem Gange, selbst zur Gartenarbeit immer ein Gewehr mit uns, und die Neger hatten eine ungemeine Freude, wenn wir wieder eine mit Schrott erschossen, oder in Ermangelung einer andern Waffe mit einer Schaufel in Stücke gehauen hatten.“ — Die Neger haben nämlich bloß Stichwaffen, welche gegen diese Thiere nichts taugen, und weil sie nackt sind, so können sie ihnen nicht recht beikommen und tödten so sehr wenige. Doch vertilgen sie ohne Zweifel unzählige durch das Abbrennen des dürrn Grases im Spätherbste, wo sie auch noch verschiedene Helfer haben. Denn wie jedes Thier seinen Feind hat, so fehlt es auch den Schlangen nicht an solchen. Es sind dies die großen Reißer und Storch-Gattungen, welche sich hauptsächlich mit Schlangenjagd abgeben; ja selbst Habichte verschmähen diese Beute nicht, und nie sind diese Vögel beschäftigt, als bei diesen großen Grasbränden, wo sie rechts und links auflauern, um alles zu erhaschen, was dem Feuer entfliehen will.

Auch Frösche fehlen nicht und beehren Einen — besonders die großen abscheulichen Kröten — häufig mit ihrem Besuche, da sie mit Vorliebe in der Regenzeit in die Häuser und Hütten sich zurückziehen.



Trotz des gefräßigen Krokodils, der Nimmerfattheit von Reiher, Pelikanen und anderen Feinden ist der Nil reich an Fischen. Welsen, Karpfen- und Aal-Arten finden sich da in bedeutender Menge und Größe. Unter den bekannten und unbekannten Gattungen kommt auch der elektrische Fisch nicht selten vor. Die Bari nennen ihn den Stoßer. Der elektrische Schlag, den er bei jeder Berührung immer versetzt, so lange er lebt, mag wohl die Waffe sein, die ihm die Mutter Natur gegeben. Eine ebenso interessante Gattung ist der Schalfisch oder Panzerfisch, den bis zur Hälfte des Rückens eine Schale wie ein Panzer bedeckt, an dessen Ende auf der Mitte des Rückens ein starker Grat hervorsticht, den er aufstellen und niederlegen kann. Dieser Grat und seine ebenso starken dicken Flossen sind die Waffen, womit er sich vertheidigt, und wie die Neger behaupten, selbst dem Krokodil gefährlich wird. Denn erschasht das Krokodil solch' einen Fisch, und will ihn verschlingen, so streckt er im Nacken seines Feindes den Rückgrat und seine Flossen fest auseinander, sodass sie ins Fleisch eindringen; so sperrt er dem Krokodil den Athem, und es muss ersticken. Eine andere Gattung könnte man mit Recht den Plattkopffisch nennen wegen seines plattgedrückten Kopfes, nur hat er noch die Auszeichnung, dass er, wenn er nur etwas größer ist, schuhlange Fühlhörner hat. —

Da dürfte es bei dieser Gelegenheit wohl am Platze sein, einiges über die schwarzen Fischer zu sagen. Von dem Lande der Kyetsch und Tuit an, bis hinauf zu den letzten Dinka, den Bor und Eljab trifft man am Flusse kleine Dörflein und weiter südlich selbst größere Ortschaften an, worin ein armes Völklein lebt, das sich meist vom Fischfange nährt. Sie leben in patriarchalischer Verfassung, haben beinahe keine Hausthiere, und wenn mancher von ihnen Vieh besitzt, so lassen sie es gewöhnlich in der nassen Zeit mit der Herde eines benachbarten befreundeten Häuptlings auf die Weide gehen. Weil sie arm sind, werden sie von den Besitzern großer Herden verachtet; obwohl sie an und für sich nicht ärmer, eher begaglicher leben als jene. Sie sind nicht Nomaden, sondern bleiben in ihrem Dörflein, und obwohl sie nach den gleichen Sitten leben, sind sie doch weit thätiger und arbeitssamer als ihre Nachbarn beim Vieh. Die Noth zwingt sie. Sie leben größtentheils vom Fischfange, der, wenn sie bessere Werkzeuge hätten, sehr ausgiebig sein würde. Sie fischen mit der Angel, die nichts anderes ist, als ein krummes Eisen, vorn zugespitzt, ohne Widerhaken; sie befestigen mehrere an einer langen Schnur, welche von Schwimholz emporgehalten wird, oder fischen auch mit einzelnen.

Die Schnur machen sie aus dem Bast einer kleinen Staude, die unserm Hanse sehr ähnlich sieht. Als Köder nehmen sie Fleisch, Eingeweide der Thiere oder Frösche.

Ferner bedienen sie sich einer kleinen Harpune mit Widerhaken, welche sie den Fischen in den Leib stoßen. Diese Waffe ist an einer sehr langen Schnur befestigt und wird mittels eines Stockes nach dem Ziele geworfen; ist ein Fisch getroffen, so lässt der Stock von dem Eisen los und der Fisch hängt an der Schnur und wird so herausgezogen. Sie gebrauchen selbe zu Schiffe, das ein Mann durch Ruder in Bewegung setzt; da steht der Fischer am Vordertheile und schleudert die Harpune überall hin, links und rechts und zieht sie, sooft er fehlgeworfen, mittelst der langen Schnur wieder an sich. Es ist wohl eine langweilige Arbeit, selbst in diesem so fischreichen Flusse. Ist das Wasser seicht, dass er zu Fuß gehen kann, so befestigt der Fischer diese Harpune und Schnur an einer sehr langen Rohrstange, womit er so lange unter dem Wasser hin- und hersticht, bis ein armes Fischlein an seinem Eisen hängt, womit er dann sogleich nach Hause geht, um sein Wahl zu halten. Oft fischen sie auf diese Weise zu zwanzig mitsammen und an seichten Stellen helfen ihnen noch die Weiber, die mit einer Art weiter Körbe, die sie ins Wasser drücken, einen Fisch darin zu erschaffen suchen. Das Netz kennen diese Fischer nicht, wohl aber schließen sie, wenn der Wasserstand niedrig ist, mit Rohrstangen kleinere Canäle, lassen in diesen Baune Oeffnungen, worin sie Körbe legen, und treiben die Fische hinein. Auf diese Weise fangen sie oft viele. Ist der Wasserstand sehr hoch, so verschlüpfen sich die Fische überall im Grase bis tief in den Wald hinein. In dieser Zeit fangen die Fischer die meisten. Sie rösten die Fische oder braten sie am Feuer und trocknen sie auch in der Sonne und kaufen sich damit Milch von den Viehbesitzern.

Die Fische sind bei den am Nile wohnenden Negerstämmen die Hauptnahrung; Europäern sind sie ungesund, wenn sie auch noch so wohlschmeckend sind. Unter Provicar Dr. Knoblerer aßen die Missionäre an Freitagen immer Fische, weil sie die traurigen Folgen noch nicht kannten. Am Samstag und Sonntag aber hatten gewöhnlich alle Fieber. Da kam Knoblerer auf den Gedanken, dass das Wassertrinken mit den Fischen nicht im Einklang stünde; er ließ aus seiner Heimat (Krain) Wein kommen und ordnete für jedes Missionsmitglied an Freitagen ein Glas Wein an. Es wurde besser, aber die Fieberanfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit doch. Msgr. Comboni befiel die Praxis Knoblerers bei,



schaffte aber später nach allerlei Proben und Berathungen den Fisch ab, und das Fieber blieb aus. —

Wie überall gibt es auch hier außer den Fischen noch allerlei Thiere im Wasser, wie z. B. die großen Spinnen und Muscheln, deren Schalen oft den Grund des Nil weithin füllen und Muschelbänke bilden. Auch wird oft eine Art gefunden, die der Schale nach der Muster ähnlich ist. Diese Schalen benützen die Neger statt der Löffel. Von Wasserschnecken trifft

man mehrere Gattungen an, deren Gehäuse spiralförmig, selten platt sind. Als das größte Schalthier erscheint auch hier die Schildkröte, wovon es zwei Gattungen gibt, von denen die Landschildkröte (*Testudo sulcata*) größer ist; ihre Schale wird als Schüssel verwendet und dient auch als Boden des einzigen Saiteninstrumentes, das die Neger besitzen.

(Schluß folgt.)



## Legende des Morgenlandes.

### Der hl. Pantaleon, Märtyrer.

(27. Juli.)

Der hl. Pantaleon stammte aus einer angesehenen Familie zu Nikomedia. Sein Vater war Heide, seine Mutter aber, Eubula mit Namen, war eifrige Christin und verwendete alle ihre Sorgfalt darauf, daß ihr einziges Kind in christlichem Glauben und in Gottesfurcht erzogen werde. Leider ereilte sie der Tod, als der Knabe noch klein war, und nun war der heidnische Vater sein einziger Er- und Verzieher. Er sparte zwar keine Kosten, um dem Sohne eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen, verlangte aber von ihm auch die Theilnahme an den Gözenopfern. — Doch der gute Same, den die Mutterliebe noch imstande war, in das empfängliche Kindesgemüth zu streuen, keimte darin auch ohne äußere Pflege durch die eigene Triebkraft und die göttliche Gnade fort.

Nach dem Wunsche des Vaters studierte Pantaleon die ärztliche Kunst, übertraf weit seine Studiengenossen und wurde bald der Liebling seines Lehrers, der ihn auch bei Hof bekannt machte und einführte. Sein Weg zur Schule führte ihn täglich an einem ärmlichen Hause vorüber, in welchem ein christlicher Priester, namens Hermolaus, mit einigen Glaubensgenossen sich versteckt hielt. Dieser beobachtete oft den schönen Jüngling, seine noble Haltung, seinen finnen Ernst und den wohlthuenden Ausdruck seines freundlichen Wesens, ward für ihn eingenommen und wagte eines Tages, ihn zum Besuche zu laden. Pantaleon nahm die Einladung an, kam des andern Tages und plauderte offenerherzig mit dem ehrwürdigen Greise über seine Herkunft und seine Lebensschicksale; er bemerkte unter anderm, daß seine Mutter eine Christin gewesen sei. Auf die Frage, ob er denn selbst nicht

auch Christ sei, gab Pantaleon zur Antwort: „Ich ehre hoch das Andenken an die theuere Mutter, bewahre noch manche ihrer Lehren treu im Herzen, muß aber der Religion meines Vaters und des Staates folgen, da ich sichere Aussicht habe, Leibarzt des Kaisers zu werden und zu hohen Ehren zu gelangen.“ — Der greise Priester benützte die Gelegenheit, Pantaleon von einem Arzte zu erzählen, der alle Arzte an Macht und Weisheit übertreffe, und wie dieser Arzt durch ein einziges Wort Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend mache, der Menschen, die bereits gestorben, wieder zum Leben erwecke, daß dieser Arzt, und das sei die Hauptsache, die Seelen zur höchsten Herrlichkeit im Himmel führe! Dieser Arzt sei in allen Leiden und Trübsalen ein liebevoller Tröster, mächtiger als alle Götter, die nur zu Aberglauben und Irrthum verführen. — Solche Reden machten den Jüngling nachdenklich; sie weckten in ihm die Erinnerung an die Lehren seiner Mutter — der himmlische Seelenarzt wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn, doch hatte er noch einige Bedenken, an ihn zu glauben; er wollte selbst dessen Macht erfahren.

Eines Tages gieng er, in solche Gedanken vertieft durch die Felder. Er erblickte ein Kind, das von einer daneben liegenden giftigen Schlange gebissen worden war und nun todt am Boden lag. Zuerst wich er erschrocken zurück; plötzlich aber blieb er stehen und dachte bei sich: „Wenn das wahr ist, was Hermolaus von Christus gesagt hat, so wird es hier offenbar werden.“ Er betete zum Himmel emporblickend: „O Gott der Christen, wenn du wirklich der Herr über Leben und Tod bist, so tödte diese





Der hl. Pantaleon, Martyrer.



Schlange, und belebe das Kind.“ — Und so geschah es. Voll Freude eilte Pantaleon zu dem Priester: greife und erkläre sich bereit, an Christus zu glauben. Er blieb bei demselben und bereitete sich auf die Taufe vor, die er auch am siebenten Tage empfing. — Nun war es seine erste Sorge, auch den Vater für Christus zu gewinnen; es wollte nicht gelingen; aber auch da kam ihm die Gnade von Oben zuhülfe. Ein Augenkranker, der durch langwierige Versuche verschiedener Aerzte sein Vermögen und — sein Augenlicht verloren hatte, kam zu Pantaleon und bat ihn um Hilfe. Pantaleon versprach ihm im Vertrauen auf die göttliche Hilfe Heilung; der Vater war über die Großsprecherei, wie er meinte, ungehalten, weil ja die besten Aerzte den Kranken bereits aufgegeben hätten. Der Sohn ließ sich nicht beirren, ermunterte den Kranken zum Vertrauen auf den wahren Gott, rief den Namen Jesu an und berührte die blinden Augen. Sogleich war der Blinde sehend und erklärte sich bereit, diesen so mächtigen Jesus anzubeten. Auch der Vater konnte der Gewalt des augenscheinlichen Wunders nicht widerstehen und stimmte mit ein in das Lob des allmächtigen Christengottes; — beide empfingen die hl. Taufe.

Pantaleon wirkte fortan segensreich im ärztlichen Berufe; besonders waren es die Armen, die sich seiner Sorgfalt erfreuten. Stets war er darauf bedacht, mit den Körpern auch die Seelen zu heilen. Sein Ruf wurde weithin verbreitet und der Zulauf zu ihm mit wunderbarem Erfolge gekrönt. Aber auch der Neid der heidnischen Aerzte wurde wach; sie beobachteten ihn scharf auf Schritt und Tritt. Als sie sahen, daß Pantaleon mit Vorliebe die wegen ihres Glaubens im Kerker schmachtenden Christen behandle, zeigten sie es beim Kaiser an, daß er ein Christ sei.

Dieser ärgerte sich nicht wenig, daß Pantaleon, den er so sehr schätzte, ein Christ sein sollte, stellte ihn zur Rede und verlangte, daß Pantaleon den Göttern opfere. Pantaleon gab zur Antwort: „Thaten sprechen lauter als Worte, Wahrheit geht über alles: je mächtiger ein Gott ist, desto mehr verdient er Verehrung. Ich schlage dir eine Probe vor: lasse einen Schwerkranken hierherbringen, rufe deine Aerzte und Priester, daß sie ihre Götter anrufen und ihn heilen; ich will indessen zu meinem Gott beten; derjenige Gott, der den Kranken gesund macht, soll dann als der einzig wahre angebetet, und die übrigen entfernt werden.“ Maximian nahm den Vorschlag an; ein Kranker, der als unheilbar von den Aerzten aufgegeben worden war, wurde herbeigetragen; die Götzediener beteten mit vielen Opfern zu ihren Göttern, aber umsonst; Pantaleon betete zu Jesus und befahl dem Kranken im Namen des Gekreuzigten aufzustehen. Sogleich stand dieser auf — ganz gesund. Der Kaiser blieb dem gegebenen Worte nicht treu, vielmehr wandte er die ärgsten Peinen an, um Pantaleon zu zwingen, daß er den Staatsgöttern opfere; aber der jugendliche Held harrete mit wunderbarer Standhaftigkeit aus, bis der Kaiser des Wartens müde, ihn an einen Felbaum binden und mit dem Schwerte tödten ließ — am 27. Juli 305. Die Griechen zählen den heiligen Pantaleon, den sie Panteleemon nennen, zu den „großen Märtyrern“; eine alte Kirche unter seinem Namen war zu Konstantinopel, wohin seine Reliquien übertragen worden. Später kam ein Theil derselben nach St. Denis bei Paris und sein Haupt nach Lyon; andere Theile desselben werden an andern Orten aufbewahrt. Pantaleon gilt, neben dem heil. Lucas, als besonderer Patron der Aerzte und zählt zu den 14 Nothhelfern.

## Ein Neger für die Sache der Neger oder „Meine Brüder, die Neger in Afrika.“

Ein ernstes Wort an Europas Christen von P. Daniel Sorur Pharim Den, zu Kaire († am 11. Jänner 1900).

(Fortsetzung.)

Das Christenthum ist das einzige Mittel, um zur wahren Civilisation zu gelangen. Es ist der große Pädagoge des Menschengeschlechtes, indem es die Wiedererhebung des Menschen zur ehemaligen Würde bezweckt, in welcher er geschaffen war, von der er aber zu seinem größtem Unglück herabgesunken ist.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Frage zu beantworten: Kann insbesondere die Negerrasse ohne Christenthum zur Civilisation gelangen? wird sie durch dasselbe wirklich dahingelangen?

Was ist wahre Civilisation? Sie besteht nicht etwa in schöner Kleidung, Höflichkeit und feinen Umgangsformeln. Sie besteht auch nicht in Gewerbe-



fleiß, Geschäftsgewandtheit, Erfahrung und Umsicht im Handel und Verkehr. Sie besteht endlich nicht in Entdeckungen und Erfindungen oder in überlegener Politik, äußerer Macht und Kriegskunst. Dies alles ist bloß materielle Bildung, ist bloß die äußere Schale der wahren Civilisation. Der richtige Kern aber ist richtiges Denken und Handeln nach den Lehren des Glaubens und den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit. Alles andere hängt nicht unmittelbar mit Wesen, Ziel und Bestimmung des Menschen zusammen; ja die äußere Bildung ist geradezu wertlos, wenn die innere fehlt.

Einst war der heidnische Orient Sitz der Civilisation, während der Westen noch in der wildesten Barbarei versunken war. Nun ist die orientalische Civilisation fast verschwunden und der Occident hat sich derselben bemächtigt und sie zu höherer Vollendung geführt. Suchen wir die inneren Gründe dieser auffallenden Erscheinung zu erforschen.

An zwei großen Uebeln frankte fortwährend der Organismus der antiken Gesellschaft; diese waren der Götzendienst und die Sklaverei. Der erstere verdunkelte den Verstand und machte den Menschen immer unfähiger, das Wahre und Gute zu erkennen. Letztere löste den Verband der Gesellschaft auf, indem sie die Menschenwürde und Menschenrechte der Mehrzahl mit Füßen trat und dieselbe wie Thiere unter das grausame Joch einer Minderheit beugte, anstatt alle durch das Band gegenseitiger Achtung und einer vernünftigen Unterordnung zu einigen. Durch die wahre Religion mußten beide Uebel entfernt werden: sie brachte mit dem Glauben an Einen Gott und Einen Vater aller Menschen auch die Erkenntnis, daß alle unter sich Brüder sind, Glieder Einer Familie und Gesellschaft. Aus eigener Kraft vermochte das Heidenthum sich nicht zur besseren Erkenntnis zu erheben. Als die Civilisation der orientalischen Völker zerfiel, eignete sich das Abendland nicht bloß die materiellen und intellectuellen Erzeugenschaften des Orients an, sondern es erhielt von dem Christenthum überdies die Befreiung von den obengenannten Uebeln. So gieng der Occident nicht bloß schrittweise, sondern gleichsam im Flug vorwärts und überholte den Orient.

Der sittliche Zustand der europäischen Völker war zur Zeit des Heidenthums nicht viel besser als derjenige der heutigen Heiden. Erst das Christenthum brachte den Geist wahrer Freiheit und Gerechtigkeit, indem es dem Mißbrauch roher Gewalt gegenüber dem Besiegten aufs schärfste entgegentrat und andererseits demüthige Unterwerfung unter den Sieger lehrte. Das Christenthum allein hob jenen schrecklichen Grundsatz: „Vae victis — Wehe den Besiegten“ —

auf und machte es möglich, die nach Sprache und Lebensgewohnheiten verschiedensten Völker unter das sanfte Joch eines Souveräns zu vereinigen, wie wir noch heute sehen können. Sollte aber das Mittel, welches dem heidnischen Europa Heilung von seinen Leiden brachte, nicht auch das heutige heidnische Afrika zu heilen und zu retten vermögen?

Das ganze Elend unter dem die unglückliche Negerrasse leidet, hat eine doppelte Quelle: Die inneren Zwistigkeiten und Kriege unter den einzelnen Stämmen, und die Sklaverei. Erstere werden aufhören, sobald die Sklaverei verschwindet; somit bildet diese eigentlich das größte, ja einzige Hindernis für die Civilisation der Negerrasse. Nun ist es aber gerade der Islam, welcher dieses abscheuliche Institut gleichsam als wesentlichen Bestandtheil seiner Religion ansieht und beschützt. Also kann der Neger niemals civilisiert werden, so lange die Herrschaft des Islam in Afrika nicht vollständig gebrochen ist. Aus den Berichten der Missionäre und Reisenden ist zu ersehen, welche Verwüstungen ganzer Länderstriche die Sklavenjagden der Araber im Innern Afrikas angerichtet haben. Solange man diesen Auswürflingen der Menschheit nicht wirksam entgegentritt und sie verhindert, ihre mörderischen Raubzüge gegen die schwarze Bevölkerung fortzusetzen, solange man sie an den Küsten von Afrika, Asien und selbst in Europa, wenigstens in der Türkei und besonders in Konstantinopel, ihren schmählischen Menschenhandel treiben läßt, so lange wird auch eine dauernde Besserung der Zustände im schwarzen Erdtheil absolut nicht zu hoffen sein.

Es wäre eine große Undankbarkeit, wenn ich, ein Neger, der seine Freiheit durch Europa und den Katholicismus erhalten hat, nicht anerkennen wollte, daß schon viel für uns geschehen ist. Andererseits kann ich doch nicht verhehlen, daß die Europäer mit Recht von den Arabern verlacht werden, da sie mit mohammedanischen Regierungen Conventionen abschließen zur Abschaffung des Sklavenhandels und ihnen die Ausführung derselben überlassen. Dieses Verhalten zeigt, daß man in Europa entweder die Verschärfung des orientalischen Charakters nicht kennt oder keinen ernstlichen Willen hat, die Verträge durchzuführen, oder daß man die genaue Erfüllung aller Vertragsbestimmungen nicht energisch genug verlangt. In diesem Falle wäre es besser, gar keine Conventionen zu schließen, denn so verräth man bloß die eigene Schwäche. Solange jene Scheusale, welche Menschen, wie das Vieh verkaufen, bloß zu einer Geldstrafe oder einigen Jahren Gefängnis verurtheilt werden, und zwar bloß dann, wenn man sie auf frischer That ertappt; solange dieser Handel sogar



unter den Augen der Vertreter europäischer Regierungen ungestraft getrieben wird; solange man die Harems immer wieder mit Negerinnen versehen darf zur Befriedigung thierischer Lust, solange wird der Sklavenhandel fortbestehen und fortgedeihen zum Hohn und zur Schande der Menschheit, wenn auch die Politiker Europas eine Convention um die andere schließen, um der gebildeten Welt Sand in die Augen zu streuen und die Hohe Pforte täglich eine Tirade ergehen läßt „zur Bekämpfung des Sklaven-

dann ihre Unfähigkeit für Civilisation und Christenthum constatirt werden kann, dann mögen gewisse Schriftsteller fortfahren zu schreiben, der Neger nicht culturfähig.

Sich selbst überlassen aber werden die Neger niemals eine den Arabern imponierende Macht bilden können. Darum sollte man sie anleiten, sich in den verschiedenen, von Europa besetzten Ländern unter einer Oberführung zu vereinigen, um sie so zur geeigneten Zeit gegen die Araber, welche bei jeder



Hochzeitszug in Aegypten.

handels.“ Das sicherste Mittel wäre vielmehr, über jeden Sklavenhändler ohne Ausnahme die Todesstrafe zu verhängen, sei er nun Bey, Pascha oder Kadi, Sultan oder Wegelagerer. Auch sollten die europäischen Regierungen ihre eigenen, in mohammedanischen Ländern sich aufhaltenden Unterthanen besser im Auge behalten, da diese bisweilen — leider! — selbst durch Sklavenhandel den christlichen Namen schänden.

Wenn einmal der Sklavenhandel ernstlich verboten ist, auch die möglichen Maßregeln zur Erhaltung der schwarzen Rasse ergriffen worden sind, und wenn

günstigen Gelegenheit über sie herfallen, widerstandsfähig zu machen.

Hierbei wäre das Colonisationsystem der katholischen Missionäre von außerordentlichem Vortheil. Dann wäre aber sehr zu wünschen, daß in den christlichen Negerdörfern, welche aus den Neubekehrten gegründet werden und die Kern- und Stützpunkte zur Verbreitung von Bildung und Christenthum sind, nicht bloß die Religion und die friedlichen Arbeiten gelehrt würden, vielmehr sollten die christlich gewordenen Schwarzen, die nun Freie sind, mit den Mitteln der Vertheidigung gegen die Araber bekannt



gemacht und militärisch geschult werden. Die Neger, die ihre Freiheit gewiß bald zu schätzen wüßten, würden sich in diesem Falle bald nicht bloß als gute Christen, sondern auch als tapfere Soldaten erweisen. Solche Versuche sind mit gutem Erfolge am Tanganjika-See gemacht worden. Welch herrlichen Sieg die schwarzen Neubefehrten von Uganda über die Muhammedaner am 5. October 1889 erfochten, wie sie durch ihren von der wahren Religion eingegebenen Patriotismus, durch ihren im Christenthum gestählten Heldenmuth dem angestammten König den Thron gegen seine islamitischen Feinde wiedereroberten, ist noch in aller Gedächtnis.

Die politische Lage Europas ist unsicher und schwankend, und es wäre gar nicht unmöglich, daß die Europäer eines Tages die in Afrika gewonnenen Positionen aufgeben müßten. Befinden sich dann die Missionsstationen nicht im Vertheidigungszustande, so werden sich die Araber die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, über dieselben herzufallen und die Früchte und Erfolge so vieler Jahre, die unsägliche Opfer an Geld und Menschenleben gekostet haben und noch kosten, an einem Tage zu vernichten. Welch ein unberechenbarer Schaden wäre dies für die Christianisierung und Civilisierung der Neger!

Man nehme, um die Missionsstationen in Afrika zu sichern, die Reductionen der Jesuiten in Paraguay zum Vorbild. Wohl ist es nicht unsere Aufgabe, irdische Reiche und Staaten zu gründen, oder gar das Kriegshandwerk selbst auszuüben. Aber wir haben das Recht und die Pflicht, nicht bloß unser eigenes Leben und unsere eigene Freiheit zu schützen, sondern auch uns derjenigen thatkräftig anzunehmen, deren geistliche Väter wir geworden sind. Nicht das meine ich, daß die Missionäre sich in jenen Ländern unabhängig machen sollen, wo sie vor den europäischen Mächten festen Fuß gefaßt hatten; sie sollen vielmehr den Negern zugleich mit den religiösen Wahrheiten auch die Nothwendigkeit gegenseitiger Einigung begreiflich machen, damit sie ihr Leben und Eigenthum gegen die Araber zu vertheidigen imstande seien.

Die Mission von Centralafrika gründete im Jahre 1874 eine Niederlassung unter den Ruba, welche im blutigen Vernichtungskampfe gegeneinander lagen. Die Missionäre begnügten sich nicht damit, ihnen das Evangelium zu predigen, sondern suchten auch die einzelnen Stämme miteinander zu versöhnen und sie zum gemeinsamen Kampf gegen die Giallaba und

Baggarah zu vermögen. Und dieser Organisationsversuch wäre den Missionären auch sicher gelungen, wenn nicht der Aufstand des Mahdi im ägyptischen Sudan dazwischen gekommen wäre. Das ist es, worauf die Missionäre unter denjenigen Stämmen, die noch unabhängige Territorien bewohnen, neben dem religiösen Unterricht das Hauptaugenmerk richten müssen: das neugewonnene Gut des christlichen Glaubens soll durch Wahrung der eigenen Freiheit geschützt und erhalten werden.

Die Zweifel, welche man in die Bildungsfähigkeit des Negers sowohl in intellectueller als in sittlicher Beziehung bis in die neueste Zeit hinein gesetzt hat und zum Theil noch setzt, entbehren jeder positiven Grundlage. In den beiden ersten Capiteln habe ich die verschiedenen Gründe unseres zurückgebliebenen Zustandes besprochen. Nun will ich Autoritäten das Wort lassen, die hierin ein kompetentes Urtheil haben, dabei aber gewiß nicht im Verdacht besonderer Voreingenommenheit für die Neger-Rasse stehen.

So spricht sich Speke in seinem Bericht über die Reise zu den Nilquellen also aus: „Es ist eine ganz lächerliche Behauptung, der Neger sei nicht culturfähig. Unsere Schulkinder zeigen im allgemeinen eine Auffassungsgabe und eine Geschicklichkeit, welche von europäischen Schulkindern jedenfalls nicht übertroffen werden.“

Kapitän Burton sagt in seinem Bericht über die Reisen zu den großen Seen: „Der Neger hat einen lebhafteren Geist als der englische Bauer, wenn dieser ohne Erziehung bleibt.“

Stanley schreibt in seinem Buche: „Wie ich Livingstone fand“, Cap. 6, folgendes: „Unter der Menge, welche mich bei der Landung in Bagamoyo empfing (Januar 1871), befand sich auch ein französischer Vater (aus der Congregation vom hl. Geiste), der zur dortigen Mission gehörte. . . Ich muß gestehen, daß die glücklichen Erfolge dieser Mission mich geradezu überraschten, und die 200 Schulkinder, welche unter ihrer Obhut stehen, liefern durch ihre Leistungen den glänzendsten Beweis für die vortreffliche Erziehung, welche sie erhalten. Nach Tisch kamen etwa 20 junge Leute mit Musikinstrumenten. Das Spiel dieser jungen Suaheli überraschte mich. In der That, welcher Contrast, an so entlegener Rüste junge Neger französische Musikstücke aufführen zu hören!“ (Damals war Ostafrika noch kein deutsches Gebiet.) (Schluß folgt.)



# Der Fortschritt des Katholicismus in Afrika im 19. Jahrhundert.

Eine Centenarbetrachtung von C. G. z.

Von der einst so herrlich blühenden altchristlichen Kirche Nordafrikas mit ihren 800 Bischofsitzen und vielen Millionen Bekennern waren am Anfange des 19. Jahrhunderts bloß 15.000 Katholiken mehr übrig, von denen 7000 auf die verschiedenen unierten Riten Aegyptens, 8000 auf die gefangenen Christen und Galeerensklaven der afrikanischen Nordstaaten entfielen. Auch in den spanischen portugiesischen und französischen Colonialgebieten hat der Katholicismus infolge der politischen Umwälzungen bedeutende Einbuße erlitten und von den ehemaligen 485.000 Christen blieb fast nichts mehr übrig. So sehr hatten der Islam, das Schisma und die europäischen Kirchenverfolgungen mit dem Christenthume in Afrika ausgeräumt. Der ganze große Welttheil glich anno 1800 in religiöser Beziehung einer ungeheuern, leblosen Sahara. Es mußte aufs neue wieder in den verlorenen Missionsgebieten unter großen Schwierigkeiten der Grund zur Einführung des Christenthums gelegt werden. Die katholische Missionsthätigkeit hat nun im Verlaufe der letzten 100 Jahre in der That aus dieser traurigen Wüste eine Menge der herrlichsten Dasein hervorgebracht, und ihrer unausgesetzten Sorgfalt ist es gelungen, besonders unter der Heidenwelt sehr erfreuliche Erfolge zu erzielen.

## Nordafrika.

Aegypten. Einst eine hervorragende Pflanzstätte des Christenthums und selbst in seinen Wüsten von heiligmäßigen Anachoreten bewohnt, war Aegypten im Laufe der Jahrhunderte durch den Fanatismus der Anhänger Muhammeds ganz und gar eine Domäne des Islam geworden. Die wenigen mit Rom unierten Bekenner der verschiedenen orientalischen Riten fristeten in religiöser Beziehung nur ein kümmerliches Dasein und waren schutzlos dem Verfall preisgegeben. Der Aufschwung religiösen Lebens im Lande der Pharaonen datiert erst vom Jahre 1864, in welchem der Vicekönig Mehemed Ali Religionsfreiheit proclamirte. Sogleich begannen die Jesuiten mit größtem Eifer die Missionsthätigkeit und hatten sich hiebei auch der Gunst der Regierung zu erfreuen. Hätte Frankreich sein Augenmerk auf den Schutz des Katholicismus in Aegypten und auf Förderung der religiösen Interessen gerichtet, anstatt auf die Durch-

führung religionsfeindlicher freimaurerischer Projecte, so stände Aegypten sicher unter französischem und nicht unter englischem Protectorate. So aber hat die englische Propaganda ein weites Feld für ihre Thätigkeit gefunden, und es sind zahlreiche protestantische und selbst mohammedanische Schulen entstanden. Die Katholiken waren nur auf den Schutz der Propaganda in Rom angewiesen, die auch ihr Möglichstes that, um besonders die Kopten zu einigen; es wurde für sie ein Patriarchat zu Alexandrien errichtet, und ebenso für die übrigen Angehörigen des lateinischen Ritus ein apostolisches Vicariat und eine Praefectura errichtet. Auch die Armenier erhielten zu Alexandrien einen bischöflichen Sitz. Die Anzahl der katholischen Kopten betrug vor 10 Jahren 25.000, der Armenier 1200, der Anhänger des griechisch-melchitischen Ritus 800, des syrischen Ritus 6000, des maronitischen 4500, des chaldäischen 500 Bekenner. Seitdem haben die Unionsbestrebungen große Erfolge erzielt und die katholisierende Bewegung unter den 606.276 Kopten hält noch immer an. Im Jahre 1899 traten z. B. 3475 schismatische Kopten zur katholischen Kirche über. Gelingt es, diese Bewegung noch mehr zu fördern und zu kräftigen, dann wird es nicht so schwer sein, nicht nur die ägyptischen Kopten, sondern auch ganz Abyssinien für den Katholicismus zu gewinnen.

Die Wüste Sahara, in den ersten Zeiten des Christenthums schon mit vielen christlichen Bischofsitzen versehen, fiel mit ihren zahlreichen Volksstämmen ebenfalls ganz und gar dem Islam anheim. Sonderbarer Weise haben manche dieser Wüstenstämme selbst nach ihrer Vereinigung mit dem Muhammedanismus gewisse Ueberbleibsel der ursprünglichen christkatholischen Religionsangehörigkeit bewahrt. Die Tuaregs z. B. haben noch mancherlei christliche Gebräuche, halten das Zeichen des Kreuzes hoch in Ehren, betreten keine Moschee und beten Jesum, den Sohn Mariens, an. Sie gelten daher unter den Muhammedanern als Schismatiker. Allein trotz dieser Verwandtschaft mit dem Urchristenthum gelingt es äußerst schwer, diese verwilderten Wüstenbewohner zum wahren katholischen Christenthume zurückzuführen. Cardinal Lavigerie hat gerade für die Missionsarbeit unter



diesen Saharavölkern die Gesellschaft der Weißen Väter gegründet. Um in ihrer Thätigkeit Erfolg zu haben, ist es ihnen zur Aufgabe gemacht, alles europäische Wesen sorgfältig zu vermeiden, ihre Lebensweise nach Art der einheimischen Araber und Wüstensöhne einzurichten, mitten unter denselben zu leben und zu arbeiten, um so unmittelbaren Einfluss auf ihre harten Gemüther zu üben. Sie predigen daher nicht direct das Evangelium, sondern lehren es durch ihre Werke der christlichen Nächstenliebe und versuchen so den Fanatismus des Islam brachzulegen. Trotz allen Fleißes scheiterte schon mancher Befehrungsversuch unter den Saharabewohnern. 6 Missionäre, die unter die grausamen und blutgierigen Wüstensöhne vordrangen, wurden getödtet. Aber die Weißen Väter ließen nicht ab, und bis jetzt ist es ihnen schon gelungen, ungefähr 420 Seelen aus den 4 Millionen Bewohnern des innern Afrika für die katholische Religion zu gewinnen.

Der Fortschritt des Katholicismus im Rahmen des 19. Jahrhunderts weist in Nordafrika folgende Zahlen auf:

1800: 17,000; 1900: 628,300 Katholiken.

Diese vertheilen sich auf die einzelnen Länder, wie folgt:

|                  | Katholiken | Muhammedaner | Juden   |
|------------------|------------|--------------|---------|
| Marokko . . .    | 6,700      | 7,800,000    | 200,000 |
| Algier u. Tunis  | 490,000    | 4,748,000    | 90,000  |
| Tripolis . . .   | 6,200      | 7,980,000    | 14,000  |
| Aegypten . . .   | 125,000    | 9,400,000    | 25,000  |
| Saharagebiet . . | 420        | 4,000,000    | ?       |
|                  | 628.320    | 33,928,000   | 329250  |

Gesammtbevölkerung:

|                      |                  |
|----------------------|------------------|
| Marokko . . . . .    | 8,000,000        |
| Algier und Tunis . . | 5,700,000        |
| Tripolis . . . . .   | 8,000,000        |
| Aegypten . . . . .   | 10,000,000       |
| Saharagebiet . . . . | 4,000,000        |
|                      | <hr/> 35,700,000 |

Hiezu wären noch zu erwähnen 606,276 schismatische Kopten in Aegypten und 15.045 verschiedene evangelische Secten-Angehörige.

Algier. Während in den französischen Besitzungen Nordafrikas, in Tunis und Algier, das Judenthum seinen Platz ungehindert behalten und erweitern durfte, war es den katholischen Missionären verboten, unter den Muhammedanern für Ausbreitung des Christenthums zu arbeiten. Der Islam hingegen wurde so sehr begünstigt, dass die französischen Beamten so weit giengen, sogar ihren Glauben zu verläugnen und Renegaten zu werden, in der Erwartung, da-

durch bei den Muhammedanern mehr beliebt zu werden. Allein das Gegentheil war der Fall. Man verachtete die Abtrünnigen und sprach: „Die Franzosen sind Hunde, sie beten nie!“ Erst nachdem Frankreich die Erfahrung gemacht, dass sein Einfluss in Afrika nicht befestigt werden könne, wenn nicht aus der Heimat durch fremde Colonisation christlicher Einwanderer feste Stützpunkte geschaffen würden, entschloß es sich, auch für die katholischen Missionen etwas zu thun. Es wurden französische Priester nach Afrika entsendet, religiöse Orden wurden wieder zugelassen und ein Bischofssitz wurde systemisiert. Obwohl die Regierung der katholischen Missionsthätigkeit auch fernerhin noch immer Hindernisse bereitere und neue Schwierigkeiten schuf, nahm der Katholicismus doch viel rascher zu, und es konnte daran gedacht werden, für Algier ein Erzbisthum mit zwei Suffraganbezirken zu errichten. Dem eifrigen Cardinal Lavignerie ist hauptsächlich der große Fortschritt zuzuschreiben, den die katholische Kirche im französischen Afrika bis in die neueste Zeit gemacht hat. Seinem Einflusse ist die Gründung eigener christlicher Araberdörfer zu verdanken. 1873 drangen die Jesuiten ins Innere des Landes vor, um unter den Kabylen ihre Missionsthätigkeit zu beginnen.

Tunis hatte bereits 1842 ein apostolisches Vicariat erhalten, und die Moslems schickten sogar mit Vorliebe ihre Kinder in die katholischen Schulen der Schulbrüder und St. Josefs-Schwestern. Diese guten Verhältnisse wurden 1877, als Tunis unter die Oberhoheit Frankreichs kam, glücklicherweise nicht gestört, sondern noch mehr gefördert, so dass Papst Leo XIII. in der Lage war, im Jahre 1884 die alte Erzdiocese zu reconstituieren.

In Marokko hingegen war das Christenthum so sehr vernichtet worden, dass nur in Tanger eine kleine Colonie von Katholiken mit einem einzigen Franciscanerpater existierte. 1862 wurde in einem Vertrage mit Spanien festgesetzt, dass das Christenthum freien Eingang und ungestörte Ausübung erhalten solle; seitdem ist es auch hier in steter Zunahme begriffen.

Tripolis, ehemals durch seine Piraten berühmt, besaß vom Christenthum keine weitere Kunde, als was die von den Seeräubern gefangenen und zu den Rudern verurtheilten oder verkauften Christensclaven dorthin vermittelten. Nach Verschwinden des Piratenwesens konnte sich das Christenthum im Stillen und ziemlich ungestört entfalten. Besonders die barmherzigen Schwestern haben mit ihren Schulen und Erziehungsanstalten in dieser Hinsicht sehr Verdienstliches geleistet. Um das Jahr 1800



bestand in Tripolis bereits eine apostolische Präfectur mit ca. 2000 Katholiken und 2 Missionären, gegenwärtig jedoch zählt es schon 10 Missionäre, 6 Kirchen und 5 Schulen für 6500 katholische Christen.

### Centralafrika.

Noch bevor die berühmten Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts ins Innere des „dunklen Erdtheiles“ vorgezogen waren, hatte das Institut der Propaganda zu Rom schon ein apostolisches Vicariat für Centralafrika organisiert, das später die Bezeichnung „für den Sudan“ erhielt. Die Anfänge der Missionsthätigkeit waren hier außerordentlichen Schwierigkeiten unterworfen, und die hervorragendsten Afrikareisenden haben auf ihren Begegnungen mit katholischen Missionären nicht genug die aufopferungsvolle Thätigkeit derselben zu rühmen gewußt. Eine raschere Entfaltung des innerafrikanischen Missionswesens wurde jedoch erst nach Beilegung der kriegerischen Zustände des Mahdi und seiner zahlreichen Anhänger ermöglicht. Hauptsächlich setzten sich die Missionäre im Gebiete der Nilquellen und an den großen Gebirgsseen Mittelafrikas fest, und es wurden da mehrere große Missionsbezirke gegründet, wie Victoria Nyanza, Tanganika (später in zwei Gebiete getheilt), Ober-Congo, Unyanyembe und Nyassa. Die Zahl der bekehrten Einwohner beläuft sich gegenwärtig etwa auf 18.300.

### Westafrika.

Der weitaus größte Theil der westafrikanischen Küste gehörte im 18. Jahrhunderte noch den Portugiesen. Nachdem aber der berühmte Minister Pombal die Jesuitenvertreibung und Ordensaufhebung insceniert hatte, wodurch auch die afrikanischen Missionsgebiete betroffen wurden, litt die Pflege des Christenthums in diesen Ländereien, welche damals noch eine riesige Diöcese St. Paul in Loando mit mehreren Millionen Katholiken bildeten, ungeheuren Schaden, und zwar so, daß infolge der gänzlichen Verlassenheit in religiöser Beziehung und infolge der hiedurch bedingten zunehmenden Verwilderung diese großen Gebiete auch in politischer Hinsicht für Portugal verloren giengen. Als die europäischen Großmächte über Vertheilung der herrenlosen Gebiete Afrikas Verhandlung pflogen, konnte Portugal seine Prioritätsrechte auf die westafrikanische Küste nicht mehr nachweisen, weil fast jede Spur der ehemaligen christlichen Cultur vertilgt erschien, und kein Gotteshaus, keine christliche Gemeinde, kein Priester vorhanden war, der zum Beweise der früheren Ansässigkeit und Culturthätigkeit Portugals hätte dienen können. Die ihrer Bischöfe und Priester beraubte Herde war natur-

gemäß dem Untergange verfallen und die wenigen Ueberreste derselben trugen völlig heidnisches Gepräge an sich. Es mußte also mit der Christianisierung Westafrikas sozusagen von Grund auf neu begonnen werden, und das geschah vielfach erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Jetzt sind diese Küstenstrecken bereits in zahlreiche apostolische Vicariate und Präfecturen eingetheilt, und viele Missionsstationen wurden errichtet.

Senegal und Senegambien werden beide von einem Bischöfe verwaltet. Hier wurde das Christenthum unter französischem Einfluß zwar viel weniger gefördert als der Islam, aber dennoch entwickelte sich die katholische Missionsthätigkeit sehr kräftig. Im Jahre 1840 gab es dort noch keinen einheimischen Katholiken, gegenwärtig gibt es deren schon 12.800, die von 35 Missionären geleitet werden. 30 Kirchen und Kapellen wurden erbaut.

Der Küstenrich von Sierra Leone und der Negerfreistaat Liberia stehen ganz unter britischem Einfluß, weshalb sich hier hauptsächlich die protestantische Missionsthätigkeit entfalten konnte. Allein auch die katholische Mission unter Leitung der Väter vom hl. Geiste machte seit 1863 erfreuliche Fortschritte. Jetzt besteht schon für die 2000 Katholiken Liberias ein apostolisches Vicariat mit 10 Missionären, 7 Schwestern und 6 Schulen. Die protestantische Mission zählt hingegen 40.000 Anhänger.

Günstiger steht es um die katholische Missionsarbeit an der Sclavenküste; es besteht da ein apostolisches Vicariat mit 4 Präfecturen, 45 Missionären, 21 Kirchen und 42 Schulen. Während im Jahre 1860 noch nichts vorhanden war, zählt man 1900 bereits 22.300 katholische Christen. Nicht minder erfolgreich sind die Missionen am Gabun und an der Küste von Guinea. Man zählt dort gegenwärtig 7530 Katholiken.

Im Congogebiet waren am Beginne des Jahrhunderts noch schwache Spuren der einstigen blühenden Christenmission zu finden, jedoch mußte die Missionsarbeit wieder von Grund auf beginnen. Dies konnte ungehindert erst geschehen, nachdem durch die europäische Diplomatie die politische Vertheilung dieser Ländereien zum Abschlusse gelangt und dem heiligen Stuhle auf dessen Intervention hin die Religions- und Cultusfreiheit zugestanden worden war. Im französischen und belgischen Congogebiet wurden alsbald apostolische Vicariate errichtet und die Missionsarbeit unter verschiedene geistliche Orden vertheilt. In ganz Westafrika sind bis jetzt 18 katholische Missionsunternehmungen thätig unter der Oberleitung von 6 apostolischen Vicaren und 9 apostolischen Präfecten. 186 Missionäre arbeiten an der Chri-



stianisierung der Eingeborenen, 112 Kirchen und Kapellen sind erstanden, und die Zahl der Katholiken ist auf 47.050 gestiegen. Die Protestanten zählen jedoch in ihrem Missionsgebiet von Westafrika circa 100.000 Conversionsangehörige.

### Ostafrika.

Beinahe die ganze Küste von Ostafrika gehörte ehemals den Portugiesen. Die Dominicaner hatten die Christianisierung des Landes übernommen und ein geordnetes Bisthum gegründet. Durch das bekannte Verfahren Pombals gegen die Ordensleute wurde auch dieses große und weite Gebiet seiner Priester und Lehrer beraubt, und damit verlor auch die portugiesische Herrschaft ihre politische Stütze. Ein Stück nach dem andern gieng verloren, theils an die übermächtigen Briten, theils an die aufständischen Eingeborenen. Als Portugal durch Verträge mit den Negerhäuptlingen am Zambesi seine alten Besitzrechte regeln und befestigen wollte, erhob England (1890) unter Androhung des Krieges Protest, und Portugal mußte weichen, obwohl es die unansehnlichsten Besitztitel gehabt hätte, wenn noch die alten Dominicaner-Missionsgründungen bestanden hätten, die Pombal durch seine kirchenfeindliche Politik dem Untergange geweiht hatte. Das war die Rache des Schicksals an den Portugiesen, die der Kirche und ihrer Priester entbehren zu können glaubten. Nunmehr sind die größten Landstrecken Ostafrikas in den Händen der Engländer und der Deutschen, Portugal ist auf ein verhältnismäßig geringes Gebiet beschränkt geblieben. Die katholische Missionsarbeit am Zambesi und in den Nebeländern haben die Jesuiten übernommen; ihre Erfolge sind wegen der fortwährenden Feindseligkeit der einheimischen Negerstämme zwar noch nicht sehr bedeutend, aber es ist doch schon ein fester Grund zu rascherem Fortschritt gelegt. Auf der etwa 2000 Meilen langen Küstenstrecke von Nord- und Süd-Zanguebar hat die katholische Missionsthätigkeit erst in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts begonnen und infolge der von Seite Englands und Deutschlands in gleich zuvorkommender Weise erlangten Förderung einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Es bestehen dortselbst 1 apostolischer Vicar, 1 apostolischer Präfect, 22 Missionäre, 10 Kirchen, 12 Schulen und 10.000 Katholiken.

Aethiopien und Abessinien bilden im Jahre 1840 noch ein einziges apostolisches Vicariat. Sechs Jahre später wurde für das Gebiet der Gallasstämme ein neues errichtet und von dem früheren losgetrennt. Hiezu kam 1894 für das von den Italienern an der Küste eroberte Gebiet die apostolische Praefectur

von Erythrea. Die Negus von Abessinien verhielten sich bis in die neueste Zeit ziemlich feindselig gegen das römisch-katholische Christenthum, erst unter dem gegenwärtigen König Menelik wurden friedlichere Verhältnisse angebahnt, hauptsächlich durch die Intervention des apostolischen Stuhles. Lazaristenmissionäre sind jetzt dortselbst an der Arbeit, um die Ueberreste des einstigen blühenden Christenthumes in diesen Gegenden zu sammeln, neue Gründungen zu errichten und die schismatischen Kopten Abessyniens und Aethiopiens zur Vereinigung mit Rom zu führen. Die Zahl der römisch-katholischen Bewohner dürfte bereits 35.000 erreicht haben.

### Südafrika.

Von den ehemaligen christlichen Ansiedelungen der Holländer und Portugiesen an der Südspitze Afrikas blieb bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts nicht viel übrig. Nachdem die Engländer von Capland und Natal Besitz ergriffen hatten, waren sie der beginnenden katholischen Missionsthätigkeit schon aus dem Grunde nicht abgeneigt, weil es ihnen sehr daran gelegen sein mußte, die ins Innere des Landes zurückgedrängten wilden Volksstämme besser im Zaume zu halten. 1837 erhielt die Capcolonie ein apostolisches Vicariat, heute sind bereits 2 apostolische Vicare im Lande, 52 Missionäre sind an der Arbeit und den 50 Katholiken, die es anno 1800 hier gab, stehen jetzt 125.000 gegenüber. Das apostolische Vicariat Natal, welches vor 50 Jahren kaum 800 katholische Christen zählte, hat dormalen 12.000 aufzuweisen mit 19 Priestern, 140 Trappisten (Marianhill), 60 Trappistinnen, 21 Kirchen, 17 Schulen, 1 Mädchenpensionat und 2 Waisenhäuser.

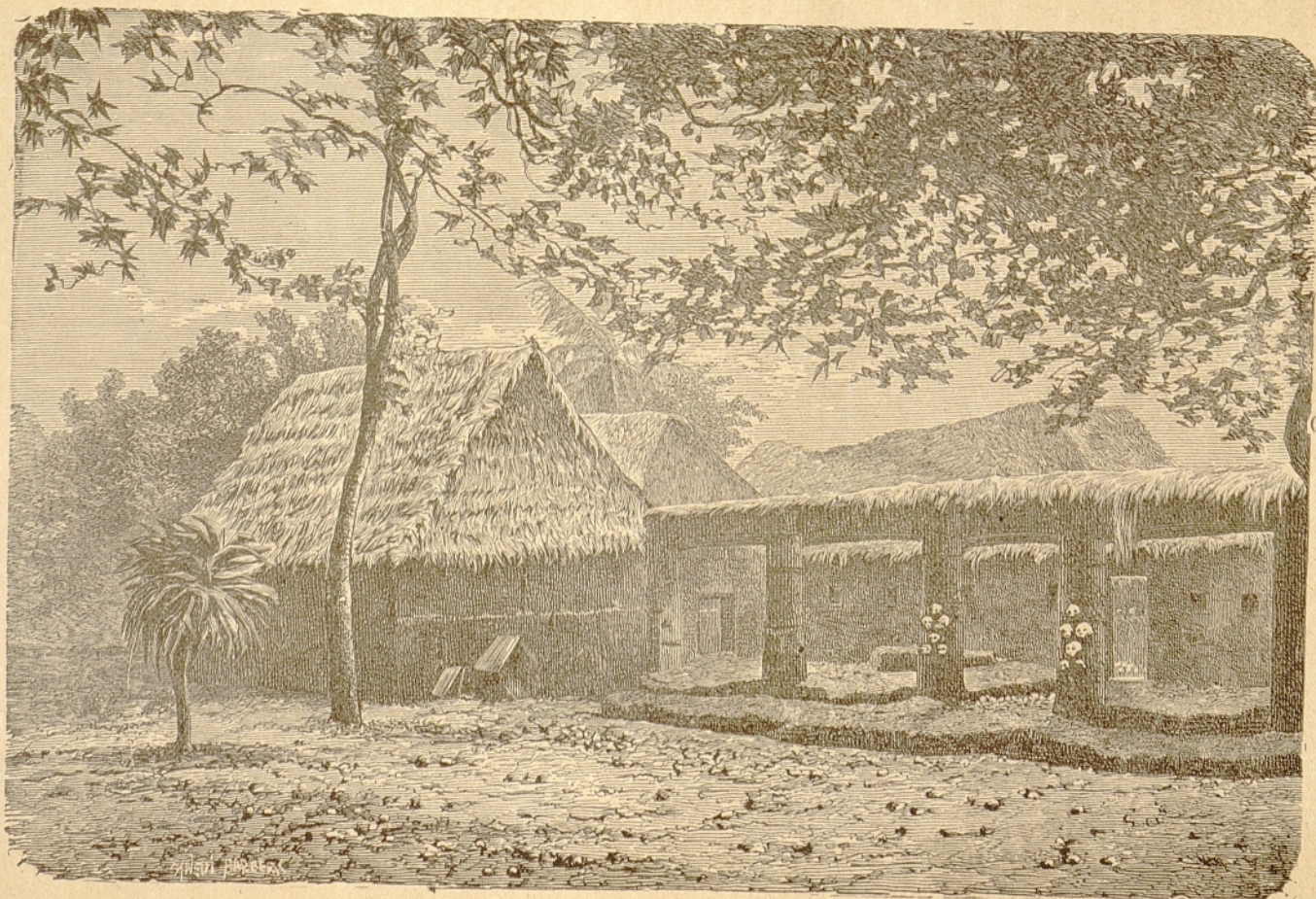
Der Oranje-Freistaat besitzt ebenfalls eine katholische Mission mit einem apostolischen Vicar, der zu Kimberley residirt. Auf eine Million Einwohner kommen schon 5600 Katholiken. In Transvaal gibt es dormalen ungefähr 6200 katholische Christen; der apostolische Vicar hat seinen Sitz in Johannesburg.

Wenn wir ganz Südafrika zusammenfassen, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 8 Missionsbezirken mit 4 apostolischen Vicaren, 3 apostolischen Präfecten, 106 Missionären, 97 Kirchen und Kapellen, 124 Schulen und 138.800 katholischen Christen.

### Die afrikanischen Inseln

gehören als Colonialbesitz verschiedenen europäischen Großmächten an und waren insolgedessen dem Christenthume eher zugänglich, als die noch unerforschten Regionen im innersten Afrika. Die den Spaniern und Portugiesen gehörigen kleineren Inselgruppen im atlantischen Decan an der Westküste Afrikas sind





Schlangentempel in Afrika.



größtentheils von Katholiken bewohnt; ihre Zahl wird dormalen mit 834.650 angegeben. Die der Ostküste Afrikas vorgelagerten Inseln des indischen Meeres sind zumeist französischer Besitz und zählen 300.000 Katholiken, mit Ausnahme von Madagaskar, welches nur französischer Schutzstaat ist und von einer einheimischen Königin regiert wird. Die katholische Missionsthätigkeit wurde auf Madagaskar mit Bewilligung der Königin im Jahre 1862 von den Lazaristen mit so reichem Erfolge begründet, daß die Zahl der Convertiten bis 1880 auf 80.000 gestiegen war. Ja, die Königin Rascherina (+ 1868) wurde selbst eine Katholikin und begünstigte das Missionswesen nach Kräften. Ihre Schwester und Nachfolgerin nahm jedoch den Protestantismus an, der hierauf Staatsreligion wurde. Nach Einbruch der Franzosen entstanden alsbald unaufhörliche Gehässigkeiten und Verfolgungen gegen die europäischen Katholiken, die Missionäre wurden vertrieben und die blühenden Seelsorgsgemeinden wieder zerstört. Hingegen konnte unter dem Schutze der Regierung der Protestantismus ungehindert seine Propaganda entfalten. In den letzten 20 Jahren des verflossenen Jahrhunderts

besserten sich auch für die Katholiken die Verhältnisse wieder und katholische Missionäre konnten ihre Arbeit mit sehr bedeutendem Erfolge wieder aufnehmen. Im Jahre 1898/99 allein wurden 400 neue Kirchen und Kapellen erbaut und 700 katholische Schulen errichtet, die von 115.968 Kindern frequentiert werden. Die Anzahl der getauften Katholiken auf Madagaskar beträgt nach den neuesten Ausweisen 93.805, die der Katechumenen 266.877. Die protestantische Mission theilt sich in 6 verschiedene Secten. Die Gesamtbevölkerung der Insel beträgt 3,500.000 Einwohner.

Die römisch-katholische Bevölkerung der gesammten afrikanischen Inselwelt erreicht sohin mit Einrechnung der im Unterrichte befindlichen Katechumenen 1,495.352 Seelen.

#### Uebersicht der ConfeSSIONen in Afrika:

|                               |            |                       |
|-------------------------------|------------|-----------------------|
| Kathol. Christen              | 2,900.000  | } 9,400.000 Christen, |
| Schismat. Kopten              | 4,800.000  |                       |
| Protestanten                  | 1,700.000  |                       |
| Mohammedaner                  | 40 000 000 |                       |
| Juden                         | 400.000    | } 50,000.000          |
| Heiden                        | 96,000.000 |                       |
| Gesamtbevölkerung 145,800.000 |            | Monotheliten          |

## Rundschau in den Missionen.

### Europa.

**Rom.** Die bei der Propaganda in Rom für Sklavenloskauf eingegangenen Spenden im Betrag: 210.000 Lire wurden in folgender Weise vertheilt: Kamerun 20,000, Unter-Niger 20,000, Gallas 10,000, Ober-Cimbebasien 20,000, Süd-Nyanza 20,000, Nord-Nyanza 20,000, Unganyembe 20,000, Nyassa, Ober-Congo, Togo, franz. Guinea, Gabun, franz. Congo, Unter-Congo, belg. Congo je 10.000 Lire. — Nach Ausweis der Gerarchia Cattolica wurden von dem hl. Vater Leo XIII. bisher errichtet 2 Patriarchatsitze (Goa und Alexandrien), 31 Erzbischümer, 101 Bischümer, 2 unabhängige Abteien, 3 Apost. Delegaturen, 61 Apost. Vicariate, 24 Apostol. Präfecturen, im Ganzen also 224 neue Kirchen Sprengel, von denen die große Mehrzahl auf die Missionsländer kommen.

**Deutschland.** Noch immer nicht genügend bekannt ist die betrübende Nothlage der katholischen Kirche in Sachsen, wo infolge des Mangels an Kirchen und

Seelsorgskräften mancher Pfarrer jede Woche mehr als einen Abfall zu beklagen hat. In dem über 2 Stunden von Dresden entfernten Industrieorte Mägeln befinden sich 30 kath. Schulkinder, doch ist niemals katholischer Gottesdienst; in Dresdner Vororten, wie in Pieschen und Cotta, wird monatlich einmal die hl. Messe gelesen, und an manchen Orten mag es noch schlimmer sein. Daß man mit Recht von riesengroßen Verlusten der katholischen Kirche in Sachsen spricht, beweisen die folgenden Angaben, welche die fast mit jedem Jahre wachsende Zahl der zum Protestantismus abfallenden Katholiken darstellt 1895: 173, 1896: 186, 1897: 183, 1898: 310, 1899: 508!

**Dänemark.** Der hochw. Bischof von Kopenhagen Joh. v. Euck hat nach Aalborg, im nördlichsten Theil von Jütland gelegen, die deutschen Camillianer aus Holländisch-Limburg berufen. Die Stadt mit mehreren Fabriken und regem Handel zählt jetzt 31000 Einwohner, darunter zahlreiche Katholiken, welche aber in religiöser Hinsicht recht verwaorlost waren.



Auch die in dem Landdistricte von Aalborg wohnenden Katholiken standen vereinsamt und jeglichem katholischen Einflusse entzogen. Nicht einmal ein Betstuhl war da, sodass anfangs die hl. Messe in einem gemietheten Locale gefeiert werden mußte. Nun wurde ein Kirchlein erbaut und kurz vor Weihnachten vom Bischofe eingeweiht. In der Mission wirken die PP. Tempories und Kenmeyer.

**Portugal.** Die religiösen Genossenschaften müssen sich, durch ein Decret gezwungen, innerhalb eines Jahres verweltlichen. Sieben Klöster sind schon geschlossen. Das thut dasselbe Portugal, welches der Orden in seinen Kolonien so sehr bedarf und dieselben dort verhältnismäßig vielleicht reichlicher unterstützt als in irgend einem andern Staat! Warum?

## Asien.

**Vorderindien.** Der apostolische Präfect von Assam P. Aug. Münzloher aus der Gesellschaft des göttlichen Erlösers schreibt den „Kath. Missionen“ über den Fortgang seines Sprengels. In 7 Stationen wohnen unter 7 Millionen Andersgläubigen 1440 Katholiken. Außer 9 Priestern und 2 Laienbrüdern der genannten Gesellschaft sind in der Mission zehn Ordensschwestern thätig. In 11 Schulen genießen an 200 Kinder den Unterricht, während in den 3 Waisenhäusern 55 Waisenfinder beherbergt werden; außer einem Spital besitzt die Mission 3 Armenapotheken, in welchen an Kranke Medicinen gratis vertheilt werden. In 2 kleinen Druckereien werden verschiedene Schriften in der Landessprache herausgegeben.

In der Erzdiocese Bombay weisen die deutschen Jesuiten 17.013 Katholiken auf — davon 1926 Europäer; Schulen, Collegien und Pensionate 25 mit 516 Lehrern und Lehrerinnen und 5754 Zöglingen und Kindern (3709 Knaben, 2045 Mädchen); Anstalten der Barmherzigkeit 5 mit 211 Pflöglingen. Getauft wurden 3904: 354 Heiden, 29 Protestanten, 3001 Heiden-, 523 Christenfinder (2724 Heidenfinder wurden in der Todesstunde getauft).

**Ceylon.** Die junge Diocese Trincomali zählte 1900 7976 Katholiken, 24 Kirchen und Kapellen, 44 Schulen mit 1579 Kindern (1092 Knaben, 487 Mädchen). Getauft wurden 36 Erwachsene und 278 Kinder.

## Afrika.

**Senegambien,** dessen jugendlicher Oberhirt, Bischof Boleyn, als erstes Opfer des gelben Fiebers fiel, erhielt in der Person des P. Dr. Alfons Kunemann einen neuen Apost. Vicar, dessen Jurisdiction auch

die Praefectur Senegal unterworfen ist. Der hochw. Herr ist ein geborner Elässer und wirkt schon seit langen Jahren in Westafrika.

In **Nassäa**, dem jüngsten Apost. Vicariate der Weißen Väter, das infolge harter Anfänge erst 195 Christen und 1850 Katechumenen zählt, haben sich in diesem Jahre die Priester der „Gesellschaft Mariä“ niedergelassen. Dem Laufe des Schicksals folgend haben sie in einem weltverlorenen Ecken des großen Gebietes bereits eine Station errichtet.

In **Belgisch Kongo** schreitet die Mission der Priester vom hlsten. Herzen rüstig voran. Sie zählt bereits 1100 Katholiken und 1500 Katechumenen, die sich auf sechs Posten vertheilen, von denen St. Gabriel mit 4—500 und Stanleyville mit 30 Katholiken und 900 Katechumenen die bedeutendsten sind.

Am **Kilimandscharo**, zwischen Riboscho und Moschi, soll eine neue Missionsstation unter dem Titel: Zur hl. Theresia im Uru entstehen. Es wird wohl die höchst gelegene Mission Afrikas sein, nur zwei Tagesmärsche unter dem ewigen Schnee. Es ist daselbst verhältnismäßig kalt und gesund, die Bevölkerung ist sehr zahlreich.

In **Deutsch-Ostafrika** wurde die seit etwa zwei Jahren gegründete Missionsstation der Väter vom hl. Geiste: Fischerstadt, vor einiger Zeit von den Blattern schwer heimgesucht. Von den sechs Schulen mit etwa 370 Kindern bestehen nur noch drei mit beiläufig 200 Kindern; das Land ist weit und breit entvölkert.

**Madagaskar.** In dem Districte der französischen Jesuiten im Apost. Vicariat Central-Madagaskar stieg die Zahl der Katholiken im Vorjahre auf 8500, getauft wurden 1034 Erwachsene und 654 Kinder (30 in Todesgefahr). In den Schulen sind 6500 Knaben und 6300 Mädchen. Im vorigen Jahre wurde die 24. Kirche fertiggestellt.

## Amerika.

**Verein. Staaten.** Nach einem Schreiben des jungen Indianer-Missionärs Fr. Wilh. Kraz S. J. gährt es bedenklich unter den Indianern, besonders den Sioux und den Ogellallah's. Der „rothe Mann“ ist aufgebracht, denn die Herren in Washington haben die ihm bis jetzt gelieferten Nationen zu wahren Hungerrationen herabgedrückt, das unfruchtbare Indianergebiet bietet ihm keine Lebensmittel, und so will er lieber mit dem „Kriegsbeil“ in der Hand sterben; vielleicht wird der Einfluss der Missionäre die Sache wieder schlichten, obwohl die Missionäre selbst bitter klagen, da ihren Indianerschulen die Staatszuschüsse entzogen wurden, so dass die Schulen



früher oder später geschlossen werden müssen. Eine faubere Gerechtigkeit das!

**Philippinen.** Nach dem neuesten Catholic Directory zählt das Inselnd in seinen 5 Diöcesen 6,565,998 Katholiken mit 967 Seelsorgsstationen und 665 Priestern. Von den Pfarreien und Missionen kommen auf die Beschuhten Augustiner 228, auf die Unbeschuhten Augustiner 233, die Franciscaner 175, die Dominicaner 109, Jesuiten 42, Kapuziner 16, Benedictiner 6 und Weltpriester 158. — Das große Jesuitencolleg in Manila zählte im letzten Schuljahr an 1000 Zöglinge. Interne kann man wegen Raummangel nur 250 aufnehmen. Die übrigen sind Halbinterne und Externe. Die Normal-schule zählte über 600 Zöglinge.

**Brasilien.** Vom 1.—3. Februar hielten die deutschen Katholiken im südlichsten Staate Brasiliens, Rio Grande do Sul, ihre vierte General-Versammlung ab. Gegen 3000 Personen hatten sich zu diesem Katholikentage eingefunden, und es ist zu hoffen, daß die katholischen Interessen, namentlich was die Schul- und Colonisationsfrage betrifft, durch diese Versammlung ebenso mächtig gefördert werden, wie durch die Katholikentage in den Vorjahren, deren Frucht u. a. die Gründung eines katholischen Lehrervereines mit einer monatlich erscheinenden Lehrerzeitung und eines katholischen Bauernvereines, ebenfalls mit einem monatlich erscheinenden Organ, dem „Bauernfreund“, ist. Auf der Tagesordnung stand auch das Thema der confessionell getrennten Colonisation, welche gewiß im Interesse beider ConfeSSIONen liegt und eine genügende Seelsorge weit eher ermöglicht. —

Aus der Kapuziner-Mission am Marannon in Nordbrasilien wird berichtet, daß anfangs März in der Station Alto Alegre 4 Kapuziner der Mailänder Provinz und 7 Tertiarkapuzinerinnen aus Genua von den Indianern überfallen und getödtet worden sind.

In Patagonien wirken recht segensreich in zwei Apost. Vicariaten die Salesianer Don Boscos. Das Apost. Vicariat Nord- und Central-Patagonien zählt auf 729,339 Quadratkilometern 106,014 Einwohner, worunter etwa 5000 Indianer. Hier wurden im letzten Vierteljahrhundert 15 Pfarreien, 23 Kapellen, 66 sog. Residenzen, 14 Schulen für Knaben, 10 für Mädchen gegründet, in denen durchschnittlich 2000 Kinder erzogen werden. Das Missionspersonal besteht gegenwärtig außer dem Apost. Vicar aus 35 Priestern, 9 Clerikern, 32 Katechisten und 78 Schwestern. — Die Apost. Praefectur Süd-Patagonien erstreckt sich über 507,049 Quadratkilometer mit nur 14,637 Einwohnern, worunter 4300 Indianer. Hier bestehen 3 Pfarreien, 11 Kapellen, 28 Residenzen, 3 Knaben- und 4 Mädchenschulen mit zusammen durchschnittlich 600 Kindern. Personal: 5 Priester, 5 Cleriker, 36 Katechisten, 37 Schwestern. — Selbst die armen, tiefsiehenden Stämme der Feuerländer sind zum guten Theil christlich und an eine sesshafte Lebensweise gewöhnt worden. — Auch die Colonisten-seelsorge in diesen Provinzen liegt fast ausschließlich in den Händen der Salesianer. Sie versehen 16 Pfarreien, 34 Kapellen und erziehen in 17 Internaten 1500 Knaben, während die Schwestern 12 Schulen mit 1300 Mädchen leiten.

## Australien.

Die französischen Trappisten, die im Jahre 1892 von der Regierung 600.000 Acres Land in Beagle Bai zur Anlegung von Negermissionen erhielten, drei Stationen daselbst gründeten und etwa 300 Neger taufte, wurden über Verfügung des Generalcapitels des Ordens zurückberufen. Der Abschied war für Mönche und Neubefehrte gleich schmerzlich. An Stelle der Trappisten traten nun die Pallotiner und reisten bereits am 6. Januar die beiden Patres Walter und White dahin ab.

## Vermischte Nachrichten.

**Ernte des Todes.** Am 25. Februar l. J. ist P. Eugen Ritter aus der Congregation der Väter vom hl. Geist am Unteren Niger dem mörderischen Fieber zum Opfer gefallen. In Lautenbach im Elsaß geboren, hatte er erst am 23. Juli 1899 seine Primiz gefeiert. —

Am 2. März starb in Tumleo im Kaiser Wilhelmsland P. Nicol. Spölggen aus der Gesellschaft

vom Göttlichen Worte. Der Verstorbene stammte aus Mariaweiler bei Düren. Schon als Knabe trat er in das Missionshaus zu Steyl ein. Nach Absolvierung der niederen Studien gieng er im Jahre 1893 mit seinen Classengenossen nach St. Gabriel bei Wien, wo er im Herbst 1899 die philosophisch-theologischen Studien vollendete. Bald darauf wurde er in die Mission von Neu-Guinea entsendet, wo er



gegen Weihnachten 1899 in Begleitung eines Mitbruders ankam. Nach dem Tode des hochw. P. Schleiermacher, der am 2. März 1900 starb, übernahm P. Spölggen dessen Station. Doch schon Ende Juli desselben Jahres mußte er von dort zurückkehren. Eine Erholungstour, die der Kranke machte, brachte nur eine scheinbare Besserung hervor. Anfänglich allerdings schien ihm die Abwechslung gut bekommen zu sein, aber er wurde wieder rückfällig und am 2. März legte das Schwarzwassersieber den jungen hoffnungsvollen Missionär auf die Bahre.

Mgr. Hacquard, apost. Vicar der Sahara ist am 4. April aus diesem Leben geschieden. Derselbe wurde zu Albesdorf in Deutsch-Lothringen im Jahre 1860 geboren, trat im Jahre 1879 in die Gesellschaft der Weißen Väter ein. 1884 zum Priester geweiht, war er einige Jahre als Lehrer in der apostolischen Schule zu Algier thätig. Im Laufe der Jahre eignete er sich bedeutende Sprachkenntnisse an; vor allem sprach und schrieb er die arabische Sprache sehr geläufig und war in der arabischen Litteratur durchaus bewandert. Vom Jahre 1891 ab wurde er in den Missionen Saharas verwendet. Ein Jahr vorher hatte er an der Gründung des deutschen Missionshauses Marienthal in Luxemburg mitgewirkt. Im Jahre 1898 wurde er apostolischer Vicar der Sahara und des Sudan. —

In Daresalam ist Br. Zimmermann O.S.B. beim Bau der St. Josefskirche abgestürzt und infolge der erlittenen Verletzungen gestorben.

**Wie die Dinka ihre Todten begraben.** Die Dinka singen: „Der Mensch kommt zur Welt, geht zur Erde zurück und kehrt niemals wieder.“ Das bedeutet nicht: „Mit dem Tode ist alles aus.“ Die armen Heiden nehmen die Dinge, wie sie vor Augen find.

Ich habe um der Wissenschaft willen nachgeforscht, was sie darunter verstehen, wenn sie sagen: Sonne und Mond kehren wieder, aber der Mensch kehrt nimmer wieder. Man sagte mir, daß die Sonne des Nachts heimlich zurückkehre, von wo aus sie sich dann erhebe. Vor langen Zeiten sah es einmal ein Mann, der es dann erzählte. Da aber noch niemand einen Todten zurückkehren sah, denken sie, daß der Mensch nicht wiederkehre. In Bezug darauf ist eine Fabel, die unter den Njam-Njam erzählt wird, nicht ohne Interesse. Sie lautet: Einstmals sah ein Greis einen Todten liegen, über den der Strahl des Mondes seine Strahlen ergoß. Der Greis führte eine Anzahl Thiere herzu und sprach zu ihnen; Wer unter euch unterzieht sich der Aufgabe, diesen Leichnam an das gegenüberliegende Ufer des Flusses zu tragen und wer trägt den todten Mond hinüber?

Zwei Kröten traten heran, die eine hatte lange, die andere aber kurze Beine. Die erste wollte den Mond, die zweite dagegen die menschliche Leiche hinübertragen. Die Trägerin des Mondes, das war die mit den langen Beinen, kam mit ihrer Last heil und ganz über den Fluß, die aber mit den kurzen Beinen ertrank. Das ist der Grund, weshalb der todte Mond untergeht und stets wieder von neuem erscheint, während der Mensch, wenn er einmal gestorben ist, nicht mehr wiederkehrt!! Dies trifft mit einem Liede der Dinka zusammen. Diese scheinen nicht nur eine unklare Vorstellung des zukünftigen Lebens zu haben, sondern auch eine Ahnung von Lohn und Strafe nach dem Tode. Einige meinten, es bewohnten die Guten nach dem Tode „das Haus des Friedens“, die Bösen dagegen das „Haus des Feuers“. Andere glauben, daß ein Teufel aus der Wüste komme, um den abgeschiedenen Bösen zu holen und in die Länder des Feuers zu bringen.

Um den Glauben der heidnischen Neger bezüglich des künftigen Lebens noch besser zu beleuchten, diene uns die Betrachtung über die Art und Weise, wie sie ihre Verstorbenen behandeln. Sehr verschieden sind bei den Stämmen die Beerdigungsgebräuche, aber immer und überall bemerkt man eine gewisse Sorgfalt für ihre theuren Verstorbenen. Alle im Sudan bekannten Völker begraben ihre Todten und zwar in verschiedenen Stellungen, ausgestreckt oder sitzend, oder zusammengekrümmt, nackt oder bekleidet, entweder eingehüllt oder eingenäht in Häute, Stoffe oder Baumrinde, mit Speise, Getränk, Früchten, Waffen, Geräthen versehen, oder aber ohne diese Dinge.

Sobald bei den Dinka jemand stirbt, wird sogleich das Grab gemacht und zwar vor seiner Hütte. Und das geschieht einestheils, damit die zahlreichen Hyänen den Leichnam nicht wieder herauszerren, andernteils auch deswegen, weil sie es lieben, ihre Todten in der Nähe zu haben.

Die Schilluk glauben, die Geister der Verstorbenen verbleiben in ihrer Nähe. Der, welcher das Grab macht, legt sich Erde in die Ohren, um nicht das Geheul des Verstorbenen zu hören. Der nächste Erbe ergreift die Waffen des Dahingegangenen und schwingt sie heftig und mit großem Geschrei nach allen Richtungen, um die Geister und Teufel zu verjagen, denen man den Tod und alles andere zuschreibt. Man scheert dem Leichnam das Haupt, schiebt es zwischen die Knie, und in dieser Stellung wird der Todte beerdigt. Zum Zeichen ihrer Trauer scheeren auch alle nahe oder ferne Verwandten das Haupt, legen einen Strick um den Hals und Hüften und fasten; der Mann drei, die Frau vier Tage.



Am fünften Tage zündet man auf dem Grabe ein großes Feuer an und tödtet dort ein Schaf als Todtenopfer in folgender Weise: Der Priester oder Zauberer des Landes führt das Thier rings um das Grab herum, die Verwandten umgeben das Opferrthier, fassen es um die Mitte, werfen es zur Erde und ersticken es langsam, während der Priester seine verschiedenen Handlungen und Künste ausführt. Dies Opfer wird theils für den Todten, theils für seine Angehörigen dargebracht, damit der böse Geist ihnen kein anderes Uebel zufüge und durch den Tod kein anderes Familienglied nehme. Die Wohlhabenderen

opfern übrigens einen Ochsen, den sie aber nach Belieben verschmausen. In manchen Orten besteht mehr der Gebrauch, daß der Zauberer das Schaf oder einen Hammel um das Grab herumführt und dann das Thier in den Wald jagt, wo es dann den Raubthieren oder Dieben anheimfällt. Die Bedeutung aller dieser Todtenopfer kann eine vielfältige sein. Theils möchte man durch dasselbe die Wuth der bösen Geister beschwichtigen und sie günstig stimmen, theils aber auch dem wahren Schmerz Ausdruck verleihen. Während die Verwandten und Be-

freundete trauern, legen sie allen Zierrat, mit dem sie sich sonst schmücken, ab, wie z. B. Glasperlen, Ringe u. dgl., statt dessen tragen sie fast ein halbes Jahr lang einen Strick, aus den Blättern der Bäume bereitet, um den Hals. Um einen Verstorbenen, der ein großes Erbe hinterlassen hat, währt die Trauer mit dem Stricke ein volles Jahr. Diese Weise der Trauer ist vielfach bei den Dinka üblich und wird auch bei dem Tode einer Kuh, ihrem Lieblingsthiere,

getragen. Sie beweinen das Thier wie einen Menschen. Drei Tage lang trägt ihr Besitzer den Strick am Halse und theilt allen sein Unglück mit, später legt man dann den Strick um die Hüften. Auf diese Weise kommen die Wohlhabenderen nie aus der Trauer heraus, ein solcher Strickträger ist gewöhnlich ein Besitzer vieler Kühe.

Die Beerdigungsgebräuche der Bari sind ähnlich denen der Dinka. Der Erbe oder das Oberhaupt der Familie ergreift die Waffen des Verstorbenen, stürzt aus der Hütte heraus und eilt um dieselbe herum, schwingt die Waffen mit großem Geheul, schleudert die Lanze und einen Stoß, die bösen Geister zu verjagen.

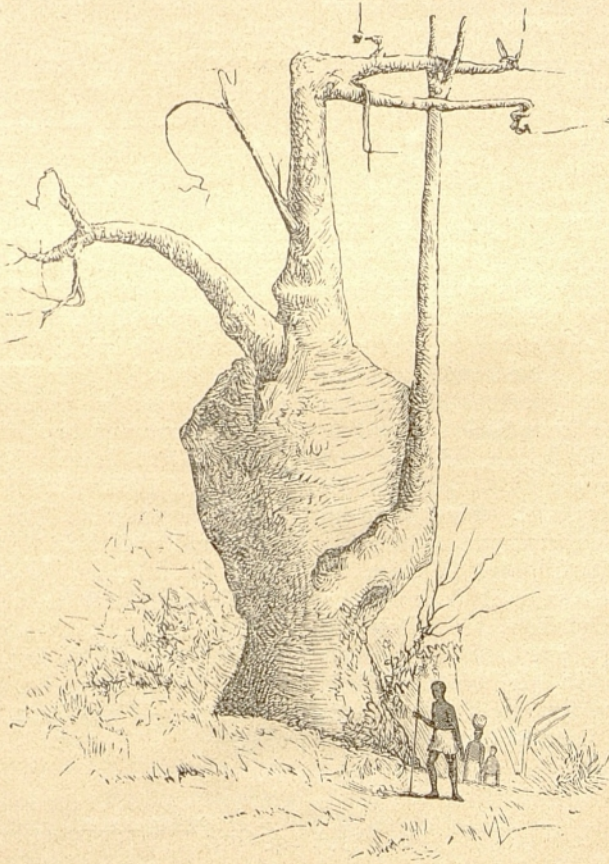
Ein Abgesandter bringt Verwandten und Nachbarn die Kunde von dem Begräbnis, und alle versammeln sich und heulen und schreien aus aller Macht.

Die Beerdigung vollzieht sich wie bei den Dinka. Nach derselben wirft man Erde auf das Grab, alle setzen sich rings um dasselbe heulend und schreiend nieder. Endlich scheeren sich alle das Haupt. Die Nachbarn jedoch

schreien nicht umsonst, sie möchten Fleisch haben, so muß denn die Familie des Verstorbenen mit einem guten Mahle dan-

ken, was ziemlich kostspielig ist, da bei einer solcher Gelegenheit bis zu drei Ochsen geopfert werden, und bei alledem gibt es noch Klagen und Unzufriedenheit.

Wenn der Sterbende kaum den letzten Athemzug ausgehaucht hat, setzen die Bongo den Todten bei. Sie beugen mit Gewalt die Kniee gegen das Kinn und binden mit starken Fesseln Kopf und Beine zusammen. In so gekrümmter Haltung gebunden, ver-



Der Riesenbaum Baobab.



senken sie den Körper in einen aus Leder genähten Sack und legen ihn in ein sehr tiefes Grab. Sie machen eine Grube von ungefähr zwei Meter Tiefe mit einer feiltlichen Nische, wohin sie den Leichnam legen. Ein Mann wird mit dem Antlitz nach Norden, ein Weib nach Süden schauend begraben. Ueber der Gruft errichten sie einen hohen Steinhäufen, auf dessen Spitze ein Krug mit Wasser gestellt wird. Die Gräber der Vornehmen werden mit den Schädeln von Thieren geschmückt, Banner und Fesseln und ein Zaun von Pfählen mit Thier- und Menschenfiguren umgibt das Grab. Diese rohen, ziemlich merkwürdigen Holzfiguren stellen den Verstorbenen, sowie Weiber, Söhne und Töchter dar; letztere gehen geschmückt vor einander vom Grabe zur Hütte. Der kindliche Entwurf der hervortretenden persönlichen Merkmale des Verstorbenen selbst und ihre rohe Darstellung in Holz beweist ohne Zweifel das lebhafteste Interesse. So roh diese Versuche auch sein mögen, lassen sie doch einen natürlich künstlerischen Sinn durchblicken und einen Keim von Bildhauersanlage bemerken, und Fleiß und angewandte Mühe beim Schnitt dieser Figuren bekunden die Liebe, mit welcher der wilde Künstler sich der Ausführung seines Ideals unterzog. Noch ist bemerkenswert, daß der Gemahl die rohe Holzfigur seines Weibes als Schutzgöttin in seiner Hütte aufstellt, und daß man auch am Eingang der Wohnungen die aufgestellten Gestalten lieber Verstorbener findet. Alles dieses beweist die Sorgfalt der Heiden ihren Todten gegenüber und das gute Andenken, das sie ihnen bewahren. Fälschlich nimmt man an, diese angeführten Holzfiguren wären die Götzenbilder der Heiden. Die Muselmänner, welche in jene entlegenen Länder bringen, Feinde, wie sie sind von jeder Darstellung, gemalt oder gemeißelt, wüthen gegen diese Figuren und zerstören an vielen Orten mit manch' anderen

schönen Eigenschaften der heidnischen Neger auch diese Reime künstlerischer Thätigkeit.

Die Njam-Njam beerdigen ihre Todten in der Weise, daß sie dieselben nicht mit Erde bedecken, sondern sie legen sie in eine Art Kammer, aus Holzwänden gebildet, manchmal auch in einen hohlen Baum. Die Verwandten des Verstorbenen drücken ihre Trauer durch Scheeren des Hauptes und Hinstreuen der Haare sammt ihrem reichen Kopfschmuck auf die Wege des Waldes aus. Die Bauart der Grabkammern erinnert sehr an die Gräber der Muselmänner, wie auch die Gewohnheit an die Gebräuche der Mohammedaner erinnert, Gefäße mit Wasser, Speisen und Früchten an das Grab zu stellen. Das geschieht in vielen heidnischen Gegenden. Damit will man nicht allein ein Todtenopfer darbringen, sondern auch den Verstorbenen mit allem Nothwendigen versehen, falls er Hunger oder Durst hätte. Eine Bewirtung mit einheimischem Bier bildet fast überall das Todtenmahl für Freunde und Nachbarn.

Aus dem, was wir über den religiösen Glauben der heidnischen Neger gesagt, ersieht jeder, daß die Erkenntnis, die wir bis jetzt über diesen wichtigen Gegenstand haben, eine begrenzte ist, aber dennoch hinreichend, um das hohe Bedürfnis zu zeigen, das diese Stämme nach dem Erneuerungswerke der christlichen Religion haben. Wie viel Herrlichkeit wird der Heiland erwerben durch die Verehrung der zahlreichen Generationen! Zwei unter sich feindliche Gewalten umstreiten diese Völker, Islam und Christenthum; die erste, um sie der Vernichtung und dem Verfall zuzuführen, die andere, um ihnen Leben und künftige Wohlfahrt zu geben. Der Sieg und der Triumph wird Christi sein, was schon klärllich prophezeit worden ist: Et coram illo procident Aethiopes — und jenem entgegenziehen die Aethiopier!



## Aus dem Marien-Verein für Afrika.

**Pfarrgruppe Favoriten Wien X. (Schluß).**  
Nachdem der hochw. Präsident bei dieser II. ordentlichen Generalversammlung am 11. März 1901 den Rechenschaftsbericht und den detaillierten Cassabericht für die Zeit vom 1. Januar 1900 bis 31. December 1900 selbst erstattet hatte, und derselbe seitens der Mitglieder des Vereines mit

lebhafter Befriedigung zur Kenntnis genommen wurde, fand sogleich die Neuwahl des Ausschusses statt. Es wurden einstimmig wiedergewählt die Herren: Leopold Kruza, Johann Gymbal, Josef Halbgebauer, Johann Schacherl, Franz Zippmann und Hans Fritzsche und zu Revisoren Pfarrer zu St. Johann Evangelist X. Bez. Eduard Karabaczek, und Herr Wilhelm Berger.



Der Präsident dankte im Namen sämmtlicher Funktionäre für das entgegengebrachte Vertrauen und erwähnt noch in besonderer Anerkennung die Ausdauer und Opferwilligkeit der Vereinsfunctionärinnen, der Damen: Frä. Scheiringer Ludmilla, Frä. Auguste Fiala, Frä. Marie Krupicka, Frä. Laura Streit, Frau Antonia Hock, Frau Anna Rohrer, Frau Anna Waupotitsch, Frau Theresia Wagner, Frau Anna Brettnner, Frau Francisca Brunner, sowie der ehrw. Schwester Adele Spieler, mit welcher sich dieselben an dem Werke der christlichen Nächstenliebe theilhaftig haben, und bat schließlich alle Anwesenden, dem Vereine auch künftighin ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. (Rauschender Beifall).

Hierauf ergriff hochw. Herr Pfarrer bei St. Anton X. Bezirk Mathias Gisterer, Schriftsteller und Redacteur des St. Norbertusblattes etc., mit anhaltendem Applaus begrüßt, das Wort zu einem äußerst interessanten, belehrenden Vortrag über seine Erlebnisse während seiner im Jahre 1898 in das heilige Land unternommenen Reise (von Triest über Alexandrien und Kairo nach Jerusalem). — Im Nachstehenden geben wir den beiläufigen Inhalt dieses herrlichen Vortrages wieder.

„Die ehrwürdigen Borromäerinnen haben sich im Oriente schon einige Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen erworben. Afrikanische Lehrerinnen fangen uns zum Empfange im Institute zu Alexandrien allerliebste österreichische Volkslieder nebst der Volkshymne, und ein arabisches Mädchen sprach folgende Pilger-Begrüßung:

„Seid willkommen, seid begrüßt  
Pilger nach dem heiligen Land,  
Seid willkommen, wo die Palmen  
Rauschen an des Niles Strand!  
Deutsche Lieder nehmt entgegen,  
Die Euch wünschen Gottes Segen,  
Die als froher Jubelchor  
Steigen zu dem Herrn empor!“

Wieder eine andere trug ein noch längeres Gedicht vor, dessen erste Strophe lautete:

Höhe Gäste, fromme Pilger,  
Die ein edles Ziel geeint,  
Seid im Orient willkommen,  
Wo die Sonne heller scheint.  
Harret Euer deutsche Sprache,  
Zu Aegypten auch gepflegt,  
Euch in dieser zu begrüßen  
Freudig uns das Herz bewegt.“

Und endlich:

Leget denn, von Gott geleitet,  
Noch den kleinen Weg zurück,  
Bis an Zoppe's alten Ufern  
Heil'ges Land grüßt Euren Blick.

Werdet überall da finden  
Nur der Heil'gen rothe Spur,  
Habsburgs kaiserliche Spenden,  
Treu den Ahnen folgend nur.“

Das war für uns eine angenehme Ueberraschung beim Betreten des heißen und jetzt so heiß umstrittenen afrikanischen Bodens, Spuren von Habsburg's edlen Kaiserpenden zu finden. Es sollte aber noch herrlicher kommen in Kairo, wo wir Dienstag, den 19. April 1898 ankamen: Am Bahnhofe überraschend großartiger Empfang; mächtig brausend schallten uns auch hier die Klänge unserer geliebten Volkshymne entgegen. Sie kamen von einer am Bahnhof aufgestellten Musiker-Truppe der pedschwarzen, aber schön weiß gekleideten Neger-Pfleglinge des katholischen Missions-Seminars in der Vorstadt Ismailia. — Das Institut mit schwarzen Zöglingen und Patres (P. Daniel Sorur leider gestorben) in der Vorstadt Ismailia zählt 12 Priester mit achtzig Pfleglingen. — Der k. k. österreichische bevollmächtigte Minister Baron Karl Heydler, Ritter von Egeregg, Generalconsul Herr Baron Sonnleithner, Bischof Sogaro, der Patriarch Kyrillos Macario, der unter dem Schutze Sr. Majestät 10.000 rechtgläubige und über 600.000 irrgläubige Kopten leitet, die Negercolonie Gesira, geleitet von den „frommen Müttern der Neger“ (Klosterfrauen), Dr. Becker, Leibarzt des Khediven und sieben Personen des Pilgerzuges wurden zu einer Soirée — die in meinem Leben unvergesslich bleibt — eingeladen. Damals kam gerade das Telegramm über den großen Sieg der vereinigten englischen Armee über die Mahdisten bei Chartum; alles war in der freudigsten Aufregung, daß die frohe Heilsbotschaft nun bald wieder zu den armen Sudanesen getragen werde mit den Segnungen des Christenthums. — Durch geistige und materielle Unterstützung wirkt dort Oesterreich (Missionshaus Mühland bei Brigen in Tirol) für die Ausbreitung des Glaubens. Mögen die katholischen Missionen dort hoch über die Höhe und über das Alter der Pyramiden hinaus wachsen und gedeihen.“

Am Schlusse seiner zündenden Ausführungen bereitete die animierte Versammlung dem hochw. Redner geradezu stürmische Ovationen.

Hierauf sprach — ebenfalls stürmisch begrüßt — der Central-Ausschuß des Marien-Vereines für Afrika, Se. Gnaden Canonicus Msgr. Anton Schöpf-leuthner, ein liebevolles Schlusswort mit folgendem beiläufigen Gedankengange:

Ausgehend vom Evangelium des IV. Fastensonntages beleuchtete der hochw. Canonicus den traurigen Zustand eines Beseffenen, der durch die Macht



Jesu vom Teufel befreit und zu Gott geführt wurde. Die Seele des zu bekehrenden Negers ist dem Einflusse des Unglaubens und des Irrthums unterworfen, die katholische Kirche — weil sie eine sorgsame Mutter für alle Menschenkinder ist — muß ihre Sorgfalt auch den armen Negerclaven in Afrika zuwenden und unsere heiligste Lebensaufgabe soll es sein, dem Erlöser die Erlösten vermehren zu dürfen durch Mitwirkung am großen Werke der Glaubensverbreitung. Dadurch wird ja nicht nur die Freiheit des Leibes durch die Aufhebung der Sklaverei, sondern auch die Freiheit der Seele durch das Licht des Christenthums in dem heißen Boden Afrika's befördert. . . . Wir besitzen in Oesterreich eine Congregation der Söhne des hlst. Herzens Jesu, die nun ihre Hauptniederlassung sammt Noviciat in Mähland bei Brigen (Tirol) hat. Dieselbe gibt die Missionszeitschrift „Stern der Neger“ (3 Kronen jährlich) heraus und sorgt für die Entsendung von Missionären nach Centralafrika und nimmt unentgeltlich Studenten und Handwerker, welche Missionsberuf haben, als Candidaten auf. Unterstützen wir die Bestrebungen der Missionäre, damit die Heiden zur Erkenntnis Gottes und der Wahrheit gelangen. Wir sind bereits dieser Erkenntnis theilhaftig geworden und können unseren Dank für dieses Glück Gott nicht besser abstellen, als wenn wir erstens beten (Vater unser und Ave Maria), daß der Herr recht viele Arbeiter in den verwilderten Weinberg des Heidenthums schicke und ihre großen Bemühungen segne; denn Menschen können nur pflanzen und begießen, das Gedeihen kommt von Gott. Zum andern wollen wir aber auch das Missionswerk durch Beiträge fördern, sei es als Mitglieder oder als Theilnehmer des Vereines durch den monatlichen Geldbeitrag von wenigstens zehn Hellern. Jede Gabe, auch die kleinste, ist willkommen und wird gewissenhaft ihrer Bestimmung zugeführt. (Abonnement „Stern der Neger“.)

Es liegt aber in derlei Opfern, welche wir uns nach Maßgabe des Vermögens für die Sache Gottes auferlegen, viel Edles und Segenbringendes für uns selbst. Wir erweisen hiedurch unseren armen Mitbrüdern in fernen Heidenlanden das schönste Werk der Nächstenliebe, wir erzeigen dadurch unserer eigenen Seele die größte Wohlthat. Denn wenn wir beitragen, daß das Reich Gottes auf Erden zu den Ungläubigen kommt, dann dürfen wir die tröstliche

Hoffnung hegen, daß uns nach diesem Leben das Reich Gottes im Himmel zukommen werde. Sorgen wir daher, überzeugungstreue Katholiken zu sein, uns durch Uebung des praktischen Christenthums geistig zu stärken, die Kinder und Hausgenossen christlich zu erziehen und auf die nächste Umgebung nach Möglichkeit durch Wort, Beispiel, Schriften und Gebet fördernd im christlichen Geiste einzuwirken. Was würde es nützen, in der Ferne unter Mühe und schweren Opfern einige Heiden bekehren zu helfen, wenn mitten unter uns Christen das Neuheidenthum mächtig aufwüchse? Leuchtet das Licht des christlichen Glaubens und das Feuer wahrer Gottesliebe in den Herzen der inländischen Katholiken, dann erwacht von selbst größerer, allgemeiner Eifer auch für die Förderung des Missionswesens durch Wort und That.“

Diesen gedankenreichen und ganz besonders actuellen Ausführungen des hochw. Canonicus folgte rauschender, andauernder Beifall. Der hochw. Herr Präsident Cooperator Sir stattete den hochw. Rednern seinen innigsten Dank für ihre ausgezeichneten Vorträge ab und sagte in seinen Schlussworten allen Freunden, Wohlthätern und Gönnern des Vereines ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ für die zahlreichen und theilweise großen Unterstützungen und drückte den tiefgefühltesten Dank aus sämtlichen Mitgliedern für die Anempfehlung des Vereines in ihrem Bekanntenkreise, sowie den christlichen Tagesblättern (Waterland, Reichspost, Neuigkeits-Weltblatt, Deutsches Volksblatt, Volksblatt für Stadt und Land &c.) und sonstigen Zeitschriften, welche jederzeit das Interesse des Marien-Vereines für Afrika durch freundliche Publicationen förderten.

Der Abend brachte auch einige gelungene Ausführungen (Clavier-Vorträge von Fr. Auguste Ziala) und nach Schluss des officiellen Theiles der Versammlung folgte eine große thaumaturgische Vorstellung eines arabischen Negromanten, im Oriente bekannt unter dem Namen „El maraphet“, der mit seinen phänomenalen Productionen und declamatorischen Pöcen auf dem Gebiete der Sensationszauberei, Somnambulismus, Physik, Optik und Hydraulik auf die Lachmuskeln der Zuhörer bezaubernd wirkte, womit die schöne Versammlung ihren würdigen Abschluss gefunden hat, bei der viele neue Mitglieder aufgenommen wurden.

